Das Opium als Genussmittel

Autor(en): **Hartwich, Carl**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Neujahrsblatt herausgegeben von der Naturforschenden Gesellschaft auf das Jahr ...**

Band (Jahr): **100 (1898)**

PDF erstellt am: **26.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-386842

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Das

Opium als Genussmittel.

Von

Dr. **Carl Hartwich,**

Professor der Pharmakognosie am Eidgen. Polytechnikum.

Mit einer Tafel.

Druck von Zürcher & Furrer in Zürich.

Ueberall auf der Erde, wo den Menschen Stoffe des Pflanzenreiches zur Benutzung sich darbieten, haben sie es verstanden, unter denselben solche auszuwählen, die über die Befriedigung wirklicher Bedürfnisse, wie Nahrung, Kleidung, Obdach u. s. w. scheinbar hinausgehen, die sie also wohl entbehren könnten, ohne auf eine gewisse Behaglichkeit des Daseins Verzicht zu leisten. Die Zahl ist recht gross und die Art der Verwendung mannigfaltig. Schöne und duftende Blüten, leuchtende Farben, seltsam geformte Früchte reizen die Menschen, sie zur Verzierung ihres Körpers, ihrer Geräte, ihrer Wohnung zu verwenden, zahlreiche Pflanzenteile werden genossen, ohne zur Nahrung, ohne zur Heilung von Krankheiten zu dienen. Wir können diese interessante Gruppe als Genussmittel im weiteren Sinne bezeichnen. Bei genauerer Betrachtung finden wir, dass für manche derselben, was ihre Notwendigkeit betrifft, die soeben gegebene Abgrenzung nicht recht zutrifft. Es sind dies Stoffe, die den Nahrungsmitteln zugesetzt werden oder die man durch geeignete Bereitung in denselben entstehen lässt, und die, oberflächlich betrachtet, keinen andern Zweck haben, als die Schmackhaftigkeit derselben zu erhöhen. Sie zeichnen sich daher durch einen kräftigen, bei dem reinen Stoff oft nichts weniger als angenehmen Geschmack und meist auch Geruch aus. Sie wirken direkt auf die Geschmacks- und Geruchsnerven, sowie auf die Drüsen der Verdauungsorgane und befähigen dieselben, die Verdauung energischer vor sich gehen zu lassen. Wenn es bei vielen derselben zweifellos ist, dass sie im Grunde entbehrlich sind und dass sie nur dazu dienen, die erschlafften Nerven des Genussmenschen immer von Neuem, aber rasch vorübergehend, aufzustacheln, so ist ein geringer Zusatz mancher derselben zu den Speisen als notwendig zu erachten. Ist es doch eine oft beobachtete Thatsache, dass in Gefängnissen und ähnlichen Anstalten, wo eine ziemlich einförmige und wenig gewürzte Nahrung gereicht wird, dieselbe den Insassen bald Ekel erregt und nur mit Widerstreben genossen wird.

Spalten wir also solche Stoffe, die wir Gewürze nennen, aus unserer Gruppe ab, so bleibt eine ansehnliche Anzahl übrig, die wir als Genussmittel im engeren Sinne bezeichnen und für die es zutrifft, dass sie in dem genannten Sinne entbehrlich sind. Sie zeigen im menschlichen Organismus Wirkungen, die viel mannigfaltiger und komplizierter als die der Gewürze sind, die aber das gemeinsam haben, dass sie erst nach der Resorption wirken. Geruch und Geschmack

mancher derselben ist daher ein ganz schwacher oder fehlt wohl völlig und wo er vorhanden ist, hat er oft genug mit denjenigen Bestandteilen, die die Wirkung bedingen, gar nichts zu thun. Trotzdem ist ihre Anzahl eine ausserordentlich grosse und sie sind fast über die ganze Erde verbreitet, wenn auch der Gebrauch vieler derselben gegenwärtig verschwunden ist oder im Verschwinden begriffen, da einige von ihnen wie Kaffee, Thee und Tabak sich ganz allgemein ausbreiten und andere minder wertvolle verdrängen. Sie scheinen überall schon sehr frühzeitig in den Besitz der Menschen gelangt zu sein, wenigstens finden wir sie bei wenig vorgeschrittenen Naturvölkern, und von keinem einzigen wissen wir mit Bestimmtheit, dass es in neuerer Zeit in Gebrauch genommen worden ist. Wo wir scheinbar Nachrichten über solchen Zeitpunkt haben, kleiden sie sich in das Gewand unbestimmter Sagen.

Da sie, wie soeben gesagt, oft genug der äusseren Betrachtung und oberflächlichen Untersuchung wenig Auffallendes darbieten, so möchte es einigermassen merkwürdig erscheinen, dass man sie überhaupt in Gebrauch genommen. Und in der That müssen wir in dieser Beziehung den Scharfsinn des Naturmenschen bewundern, dem es gelungen ist, aus der grossen Menge ihn umgebender Pflanzen gerade die wenigen geeigneten aufzufinden.

Wir sehen mit Verwunderung, dass die Indianer Amerikas im Cacao, im Maté, in der Guarana, die Neger Afrikas in der Kolanuss und im Kaffee, die Chinesen im Thee Pflanzen zum Genuss herangezogen haben, die sämtlich denselben wirksamen Stoff, das Coffein, und einen ihm ganz nahestehenden, das Theobromin enthalten und unsere Verwunderung wird noch gesteigert, wenn wir finden, dass es der Chemie gegenwärtig freilich gelungen ist, das Coffein im Laboratorium unabhängig von der Pflanze darzustellen, dass es aber nicht gelungen ist, eine Pflanze aufzufinden, die Coffein oder Theobromin enthält und die nicht seit langer Zeit als Genussmittel in Gebrauch genommen worden wäre.

Mannigfaltig sind die Methoden des Genusses, die Kolanuss wird einfach frisch gekaut, dem Cocablatt, dem mit dem Betelblatt genossenen Samen der Arecapalme wird ein Zusatz von Kalk und noch anderen Stoffen vor dem Kauen gegeben, die Kava-Kavawurzel wird ebenfalls gekaut, der Speichel gesammelt und von Andern getrunken, die Blätter des Thee werden mit siedendem Wasser übergossen und der Auszug getrunken, die Samen des Kaffeebaumes werden vorher geröstet, Tabak, Haschisch und Opium werden angezündet und nur der bei der mehr oder minder vollständigen Verbrennung entstehende Rauch eingeatmet.

Sind die Stoffe, die die oben erwähnte Kaffeegruppe, das Coffein und Theobromin, enthält, von relativ wenig energischer Wirkung und auch im reinen Zustand in grösserer Menge genossen nicht giftig, so enthalten einige andere und in sehr grossem Umfange gebrauchte Genussmittel Stoffe, die zu den heftigsten Giften zählen, so das Nicotin im Tabak, das Morphin im Opium u. a.

Ausserordentlich gross ist die Rolle, die manche Genussmittel im Leben der Völker spielen. Erinnern wir uns, dass die Werte, die alljährlich in Kaffee, Thee, Tabak etc. umgesetzt werden, Tausende von Millionen betragen und dass auf den Kulturen der betreffenden Pflanzen der Wohlstand der Länder beruht, in denen man sie baut.

Sehr merkwürdig ist aber noch eine Rolle, die sie zu spielen haben und die ganz direkt mit ihrer Wirkung zusammenhängt: wir können ohne Uebertreibung sagen, dass der Gebrauch manches Genussmittels das gesamte Leben des betreffenden Volkes, das häusliche sowohl, wie das politische und religiöse, durchsetzt. Der Neger Westafrikas kann keine wichtige Handlung vornehmen, ohne dass die Kolanuss eine Rolle dabei spielt; ich erinnere an die Tabakspfeife des Indianers, an den Kava-Kavatrank der Südseeinsulaner und schliesslich finden wir die Reste solcher Gebräuche auch noch bei uns, wo man einem abgeschlossenen Geschäft erst die rechte Weihe mit einem Trunk Wein zu geben pflegt.

Fragen wir nun nach der Wirkung der Genussmittel, so ist es leicht einzusehen, dass dieselbe bei der grossen Mannigfaltigkeit der ihre Wirkung bedingenden Bestandteile eine recht verschiedene sein wird, und man hat versucht, sie danach in verschiedene Gruppen einzuteilen. Indessen wird man sagen dürfen, dass bei den allermeisten die Wirkung sich zunächst in einem Stadium der Erregung, freilich in verschiedener Form und Intensität, äussert, dem dann später ein Stadium der Erschlaffung oder Betäubung folgt. Das erste ist es, worauf das grösste Gewicht gelegt wird. In demselben glaubt der Mensch oft sich der Erde mit ihren Mühen und Sorgen entrückt und in direkte Verbindung zu treten mit höheren, überirdischen Mächten, worauf die grosse Wichtigkeit beruht, die manche Genussmittel im Religionsleben der Völker besitzen; zugleich liegt aber hierin die grösste Verführung zum Genuss, da dabei dem Menschen das in reichem Masse vorgespiegelt wird, wonach sein Herz sich am meisten sehnt und was ihm vielleicht unerreichbar ist.

Noch nach einer und mehr praktischen Richtung ist dieses Stadium von Bedeutung. In geringer Menge genossen, sind die Erscheinungen schwächere und der Mensch ist durch die Erregung der Nerven befähigt, für längere oder kürzere Zeit zu einer erhöhten Thätigkeit, sei es körperlicher, sei es geistiger Art. Die wohlthätige Wirkung des Kaffee und des Thee nach dieser Richtung sind hinreichend bekannt; es sei daran erinnert, dass der Indianer Perus durch den Genuss des Cocablattes sich befähigt, bei spärlicher Nahrung für einige Zeit ausserordentliche Anstrengungen zu ertragen. Aehnliches gilt für den chinesischen Kuli nach dem Genuss eines Quantums Opium u. s. w. Hierauf beruht auch die Wichtigkeit vieler Genussmittel als Heilmittel und es giebt wohl kaum eines, welches nicht als solches eine erhebliche Rolle spielt, sei es im enger begrenzten Bezirk in seinem Vaterlande, sei es, dass es Eingang gefunden hat in die wissenschaftliche Heilkunde. Nach dieser Richtung wird keines übertroffen vom Opium, welches sowohl selbst,

wie auch der aus ihm dargestellte hauptsächlich wirksame Stoff, das Morphin, zu den am häufigsten gebrauchten Heilmitteln gehört.

Das Opium nimmt unter den Genussmitteln eine etwas eigentümliche und abgesonderte Stellung ein. Während bei den andern, die wir genauer kennen, die angedeutete, mehr ideale Seite der Verwendung (nämlich im politischen, Religionsleben u. s. w.) eine gewisse Rolle spielt, ist das beim Opium nicht oder nur ganz untergeordnet der Fall. Es ist nur Genussmittel im engsten oder, sagen wir, niedrigsten Sinne. Während bei den andern aber wieder die Verwendung als Genussmittel an der Spitze steht und die als Heilmittel eine mehr nebensächliche oder doch vielleicht nicht ursprüngliche ist, hat man, soviel wir wissen, das Opium lange Zeit nur als Heilmittel verwendet und ist vielleicht erst später dazu gelangt, es auch für Genusszwecke in Gebrauch zu nehmen. Auch nach andern Richtungen ist es so interessant, dass es vielleicht angebracht ist, die Bedeutung des Opium als Genussmittel einer Betrachtung zu unterziehen, wenn diese Betrachtung auch nicht immer eine erfreuliche genannt werden kann.

Das Opium (vom griechischen ὀπός, der Saft) ist der eingedickte Milchsaft, den man aus den unreifen Kapseln des Gartenmohns (Papaver somniferum L.) durch Einschnitte, die entweder longitudinal oder vertikal geführt werden, gewinnt (Fig. 1). Der Milchsaft ist in vielfach verzweigten und mit einander verbundenen Röhren (den Milchsaftschläuchen), die den Gefässbündeln vorgelagert sind, enthalten. Es ist notwendig, die Schnitte nicht tiefer als in die Region der genannten Schläuche zu machen, jedenfalls ein Durchschneiden der Fruchtwand zu vermeiden, damit die Kapsel weiter reift, so dass die Samen, die, wie bekannt, ein wertvolles Material zur Oelgewinnung liefern, später geerntet werden können. — Der ursprünglich weisse Milchsaft nimmt an der Luft schnell eine rötliche oder braune Farbe an und verdickt sich dabei. Er wird dann abgekratzt, entweder einfach die einzelnen Tropfen vereinigt und so rundliche Klumpen geformt oder einer komplizierteren Behandlung unterworfen, wovon noch weiter unten die Rede sein wird.

Der Gartenmohn ist eine Pflanze, die man im wilden Zustande nicht kennt, wenn sie auch leicht der Kultur entspringt und dann scheinbar wild sich findet. Die Botaniker sind darüber einig, sie von einer Art: Papaver setigerum D. C. (Papaver somniferum L. *α.* setigerum D. C.) abzuleiten, welche um das Mittelmeer vorkommt und aus welcher also der Gartenmohn durch Kultur entstanden sein dürfte. In dem bekannten Pfahlbau von Robenhausen kommen in grosser Menge Samen vor, die nach Heers Untersuchung dem Gartenmohn angehören [1]), woraus hervorgeht, dass Bewohner der Schweiz ihn schon zur jüngeren Steinzeit besassen und auch nützten.

---

[1]) O. Heer. Die Pflanzen der Pfahlbauten. Neujahrsbl. d. Naturforsch. Gesellschaft. 1866. Ich habe Gelegenheit gehabt, den Mohn von Robenhausen, sowie gleiche Funde von Moosseedorf (Kanton Bern) aus dem botanischen Museum des Polytechnikums und von Niederweil bei Frauenfeld, von wo ich Samen der Güte des Herrn Dr. Messikommer in Wetzikon verdanke,

Es sei ferner darauf aufmerksam gemacht, dass auch die Ilias (VIII. 305) Mohn im Garten, also in Kultur befindlich erwähnt, wenn hieraus auch noch nicht, wie es mehrfach geschehen, gerade auf Papaver somniferum geschlossen werden muss, da es sehr wohl denkbar ist, dass man auch andere Arten ihrer schönen, leuchtenden Blüten wegen in den Garten aufgenommen hat. Ich erinnere daran, dass Schweinfurth[1]) in Aegypten in Gräbern der 22. Dynastie Kranzgewinde von Blüten des Papaver Rhœas gefunden hat. Die griechische Stadt Sikyon führt bei Hesiod (8. Jahrh. v. Chr.) den Namen Mekone, die Mohnstadt.[2])

Jedenfalls ist es nach den Schweizer Pfahlbauten-Funden unzweifelhaft, dass der Mohn eine uralte Kulturpflanze ist. Wenn wir uns fragen, zu welchem Zwecke die Menschen den Mohn so früh in Kultur genommen haben, so müssen wir vorläufig der Versuchung Widerstand leisten, zu glauben, dass es geschehen sei, ihn als Genussmittel zu verwenden, sondern vielmehr annehmen, dass man ihn als öllieferende Pflanze geschätzt hat. Nach Lanessan[3]) wird noch heutigen Tages die schwarzsamige Form von Papaver somniferum und die Urform: P. setigerum in Nordfrankreich, Belgien und Deutschland zur Oelgewinnung gebaut.

Es steht fest, dass man die merkwürdigen, schlafbringenden Kräfte des Mohn sehr frühzeitig erkannt hat. Es ist bekannt, dass die Griechen dem Gott des Schlafes als Attribut Mohnstengel mit ihren Köpfen beigaben[4]) und dass nach der Sage Ceres, um ihre Aufregung über den Verlust der Tochter zu mildern, sich durch das Essen von Mohnköpfen beruhigte.

Sehr frühzeitig hat man auch gelernt, die heilkräftigen Bestandteile des Mohns und speziell seiner Frucht zu konzentrieren, sei es, dass man aus der frischen Pflanze den Saft auspresste, sei es, dass man schon Opium in unserm Sinne durch Anritzen der Kapseln gewann. Die ältesten Nachrichten darüber sind nicht so sicher, wie man meist angiebt: Die hippokratischen Schriften, deren Aechtheit und Alter zu prüfen nicht hierher gehört, erwähnen den medizinischen Gebrauch des

---

von neuem mit reichlicherem Vergleichsmaterial, wie es Heer zu Gebote stand, zu untersuchen und gefunden, dass dieser Pfahlbautenmohn sehr genau die Mitte hält zwischen dem P. setigerum und der schwarzsamigen Form des Gartenmohns. Das Genauere über diese Untersuchung gedenke ich an einem anderen Orte zu bringen.

[1]) Ber. d. Deutsch. bot. Ges. 1884, p. 358.

[2]) Hehn. Kulturpflanzen und Haustiere, p. 254.

[3]) Histoire des drogues d'origine végétale par Flückiger et Hanbury, traduction par Lanessan I p. 129.

[4]) Nach Winnefeld, Hypnos, 1886, p. 13 findet sich dieses Attribut zuerst bei Werken der praxitelischen Kunstrichtung, also wohl seit dem Ende des 4. Jahrhunderts v. Chr. Der Gott trägt in der linken Hand einen Mohnstengel, mit der rechten, erhobenen giesst er aus einem Horn eine Flüssigkeit aus. Ob man in dieser Flüssigkeit einen schlafbringenden Saft, wie es Winnefeld vermutet, anzunehmen hat und ob der vielleicht aus dem Mohn gewonnen wurde, muss ich dahin gestellt sein lassen.

Mohnsaftes und nennen ihn *μηκώνιον*. Die Bedeutung dieses Namens könnte hier und oft auch bei anderen Schriftstellern unsicher sein, da mit demselben unter anderen auch der Saft der Euphorbia Peplus L. bezeichnet wird, den man ebenfalls medizinisch verwendete und zwar als Abführmittel. Da nun bei Hippokrates *μήκων* und *μηκώνιον* als stopfende Mittel vorkommen, so kann es nicht Euphorbia sein, und wir werden gerade um dieser Wirkung willen kein Bedenken tragen, darin den Mohn und den Mohnsaft zu erblicken. Wie der letztere aber gewonnen ist, ob durch Auspressen oder Anritzen der Kapsel ist nicht ersichtlich.

Genaueres giebt uns Theophrast (ich citiere nach der lateinischen Uebersetzung von Wimmer 1866. Historia plantarum. Lib. IX, cap. 8). „Exsuccantur vero aut caulis, ut tithymali, lactucae, et fere plurimarum, aut radix, aut caput uti papaveris, cui quidem soli capitis exsuccatio propria est. Quarundam etiam succus sponte lacrimae modo consistens spissatur ut tragacanthae, cui ne adhiberi quidem incisio potest, plurimarum vero ab incisura. Quarundam succus statim vasculis excipitur ut tithymali vel meconii, utroque enim nomine appellatur, et omnino eorum quae succi copiam praebent; quae minus, eorum succum lana excipiunt, ut lactucae.“ Ich denke, dass man bei vorurteilsfreier Betrachtung der Stelle wohl sagen darf, dass der Mohnsaft zu den Stoffen gehört hat, die man damals durch Einritzen und zwar hier der Frucht gewann. Ausdrücklich hinweisen will ich noch darauf, dass der Name meconium sich hier auf Tithymalus = Euphorbia und nicht wie bei Hippokrates auf den Mohn bezieht.

Macht es schon Schwierigkeiten, das Wort meconium, ob auf Mohn, ob auf Euphorbia[1]) Bezug habend, überall richtig zu deuten, so kommt noch dazu, dass man beim Mohn die beiden Präparate, den durch Zerquetschen und Auspressen der ganzen Pflanze gewonnenen Saft und den durch Anritzen der Kapseln gewonnenen Milchsaft, also das Opium, aus einander halten muss. Das erstere, selbstverständlich weniger wirksame Präparat wird später gewöhnlich Meconium und das letztere stärkere Opium genannt.[2])

Bei den Aerzten und Naturforschern, die um den Beginn unserer Zeitrechnung lebten: Galenus, Dioscorides, Plinius, werden beide Präparate genau

---

[1]) Bei Plinius (XIX. 38) heisst eine Lactuca-Art „Meconis“. Das dürfte Lactuca virosa L. sein, deren Milchsaft seit alter Zeit und noch heute hie und da als Lactucarium, ähnlich wie Opium verwendet wird. Das Lactucarium diente als Verfälschung desselben.

[2]) Ich will hier gleich bemerken, dass das Meconium oder Extractum Papaveris, wie wir es jetzt nennen würden, viel länger und reichlicher in Gebrauch gewesen ist, als man gemeiniglich annimmt: So unterscheidet Johannes Schröder (Pharmacopoeia medico-chymica 1669. Lib. IV) beide Präparate unter ihren betr. Namen. Pomet (Histoire générale des Drogues 1694) ist sogar der Meinung, dass fast alles Opium, welches zu seiner Zeit nach Frankreich gelangte, aus dem ausgepressten Saft hergestellt sei. Caspar Neumann (Lectiones publicae, 1730) sagt, dass das meiste Opium wie ein Extrakt gewonnen werde, das wenigste durch Einschneiden.

auseinander gehalten und gesagt, dass das Opium viel stärker wirke. Bezüglich des Namens herrscht aber weniger Sicherheit; so beschreibt Galenus das Extrakt der ganzen Pflanze zweimal und nennt es einmal Meconium, einmal Opium. Diese Unsicherheit bleibt und es ist meist nicht sicher, was ein Schriftsteller meint, wo er nur den Namen nennt, wobei freilich berücksichtigt werden muss, dass er gewiss oft selbst nicht gewusst hat, was er vor sich hatte.

Der Name Meconium, der also zuerst dem Milchsaft der Euphorbia, dann dem Mohnextrakt zukam, ist bis heute geblieben; er ist jetzt gleichbedeutend mit Opium und wird wohl noch von den Aerzten angewendet, die einem ängstlichen Patienten nicht zur Kenntnis wollen kommen lassen, dass er das vom Laien oft genug für übertrieben giftig gehaltene Opium erhalten hat.[1])

In früheren Zeiten hat man es nur als Arzneimittel angewendet aber mit grosser Zurückhaltung, die wir sogar bis in verhältnismässig neuere Zeiten verfolgen können und die sich soweit steigerte, dass man das reine Opium überhaupt nicht anwendete, sondern statt seiner nur Opium enthaltende Arzneimischungen, in denen ihm dann die Hauptwirkung zukam. Unter diesen Mischungen spielte das hochberühmte „Theriak“ eine grosse Rolle. Es ist dies eine Erscheinung, die wir verschiedentlich beobachten, dass die ältere Medizin in der Anwendung heroischer Mittel und zwar besonders solcher aus dem Pflanzenreiche ausserordentlich zurückhaltend war. Wir können nachweisen, dass man die meisten unserer Giftpflanzen, die jetzt hochgeschätzte und unentbehrliche Heilmittel sind, erst spät in Gebrauch genommen hat. Das hat seinen Grund darin, dass man, da man die Wirkung dieser Pflanzen durch das Experiment wenig oder gar nicht festzustellen verstand, da man ferner von ihren Bestandteilen und noch mehr den Mengen, welche die Pflanzen davon unter verschiedenen Bedingungen enthalten, nichts wusste, schlimme Erfahrungen machen musste, die von der weiteren Verwendung abschreckten. Das wird beim Opium besonders zutreffend sein, da man, wie oben gezeigt, aus dem Mohn zwei Präparate von ganz verschiedener Beschaffenheit gewann.

Dass das Opium ein heftiges Gift ist, welches unter Umständen das Leben vernichtet, hat man frühzeitig erfahren. Plinius (XX, 76) berichtet uns, dass der Vater des Consulars Licinius Caecina in Spanien, der an einer unheilbaren Krankheit litt, sich mit Opium den Tod gegeben hat. Jedenfalls hat dieser Selbstmord,

---

Sogar die deutsche Uebersetzung der Jourdan'schen Pharmacopée universelle von 1832 unterscheidet noch zwischen dem eigentlichen Opium und dem durch Auspressen gewonnenen Extrakt. Für die häufige Verwendung des Meconium spricht auch wohl der oft auffallend billige Preis des Opium in alten Arzneitaxen. (Vgl. z. B. Flückiger, Dokumente z. Geschichte d. Pharmacie, 1875, p. 436).

[1]) Daneben existiert für Opium noch der Name Laudanum, der zuerst von Paracelsus angewendet worden sein soll.

und nicht nur, weil es ein vornehmer Römer war, der ihn verübte, grosses Aufsehen erregt, wie Plinius weiter erzählt. Manche Aerzte verwarfen schon damals die arzneiliche Verwendung des Opium völlig, offenbar ein Beweis, dass solche Fälle damals noch nicht häufig vorgekommen waren.

Wann man angefangen hat, von Opium denjenigen Gebrauch zu machen, der uns hier besonders interessieren soll, nämlich zu Genusszwecken, hat mit einiger Sicherheit noch nicht nachgewiesen werden können. Man findet ziemlich häufig angegeben, dass das der Fall gewesen ist im 16. Jahrhundert, und dass der Gebrauch in Indien bei den dort wohnenden Muhamedanern zuerst sich nachweisen lasse. Das ist nun sicher nicht richtig. Wir finden in dem genannten Jahrhundert den Opiumgenuss bei den muhamedanischen Völkern ganz allgemein verbreitet und von den Reisenden in einer Weise beschrieben, die darauf schliessen lässt, dass er damals schon etwas Altes und lange Gewohntes war.

Ich gebe die auf das Opium bezügliche Stelle aus dem Buche des Augsburger Arztes Leonhard Rauwolf[1]), der meines Wissens im 16. Jahrhundert am ausführlichsten darüber berichtet, wieder: „Nit minder findet man allda (nämlich im Bazar von Aleppo) auch das gesaffts von Apoteckern Opium, den jnnwonern aber Ofiun genennet, welchen die Türcken, Moren, Persae, und andere mehr völcker einzunemmen pflegen, nit allein in kriegen, umb die zeit, wenn sie wider jre feind sollen kempfen und streiten, jnen ein gut hertz und starcken muth zu machen: sondern auch zu zeiten des fridens, die sorgen und phantaseyen zu benemmen, oder auffs wenigst zu miltern. Disen essen auch sehr jre Ordensleut, sonderlich aber unter andern die Deruis, unnd nemen dessen sovil, das sie gleich darvon schläfferig und unbesunnen werden, darmit wann sie sich selb in jrer tollen weiss schneiden, hawen oder brennen, sie desto minder schmertzen und wehetagen befinden. Wann nun einer oder mehr darmit also angefangen (dessen sie ohngefahrlich einer Erbis gross zunemmen pflegen), so könden sie nit wol mehr darvon lassen, es seye denn, das sie sich in ein kranckheit stürtzen, oder auffs wenigest jnen andere neue zufäll erregen wöllen, wie sie solches selb bekennen, wenn sie den einzunemmen etwan underlassen, dass sie sich alssdann sehr übel im leib befinden. Das Opium wirt maistthails genommen von köpflein, des weissen ölmagens, auff jr sprach Cascassch genennet, darein sie (weil die noch jung und weich) kleine windlein under einander ringsweiss herumb schneiden, dardurch die Milch herauss dringet, welche sie darob stehn lassen, so lang, biss sie ein wenig stocket, alssdann samlen sies erst ein, truckens zusamen in kleine küglen, den wolriechenden seiffenknollen, in jrer runde und grösse nit ungleich. Nachdem aber solch Opium bey jnen sehr im gebrauch, begibet sichs zu zeiten, das dessen auss

---

[1]) Leonharti Rauwolfen, der Artzney Doctorn etc. — eigentliche beschreibung der Raiss, so er — in die Morgenländer volbracht. 1583, p. 126.

übersehen zuuil genommen wirt, wann nun das geschicht, das einem nit geringe gefahr darüber zugewarten, haben sie denen zu helffen (wie ich bericht worden) ein gute wurtzel Aslab[1]) genennet, deren ich oben gedacht, welche sie sollen alss ein sonder Artzney dafür eingeben".

Aehnlich, wenn auch weniger ausführlich, berichtet Prosper Alpini[2]) (1580—83 in Aegypten), Pierre Belon[3]) (1546—49 im Orient), beide aus Aegypten, Garcia da Orta[4]) (von 1534 ab in Indien) und Cristobal Acosta[5]) (vor 1577 in Indien), beide aus Indien. Acosta und Alpini berichten auffallende Fälle von gewohnheitsmässigen Opiumessern, da Orta erzählt von einem solchen, der täglich mehr wie 10 Drachmen (37,5 Gramm) Opium nahm.

Alle diese Schriftsteller berichten vom Opiumgenuss wie von etwas, das in Kleinasien, Indien und Aegypten ganz allgemein gebräuchlich ist. Jedenfalls war die Sitte damals schon recht alt. Es wird sich mit dem Opiumgenuss wie mit anderen ähnlichen Dingen, auch Arzneimitteln, verhalten, dass sie in einem enger begrenzten Bezirk sehr lange benutzt werden und sich nur allmählich ausbreiten, oder dass ein äusserer Anstoss den Gebrauch plötzlicher verallgemeinert. Dass dieser Anstoss in unserem Falle in der Ausbreitung des Islam zu suchen ist, ist sehr wahrscheinlich.

Als diejenige Gegend, in der am frühesten Opium gewonnen ist, haben wir Kleinasien und vielleicht Persien anzunehmen, welche beiden noch gegenwärtig als Opium liefernd von grösster Wichtigkeit sind. Wir dürfen annehmen, dass hier auch die Sitte, Opium zu geniessen, aufgekommen ist, ja es ist nicht unmöglich, dass dies die älteste und ursprüngliche Verwendung des Opium gewesen ist, aus welcher sich die zu Heilzwecken erst später ergeben hat, wie dies auch bei anderen Genussmitteln der Fall ist, aber, wie gesagt, lässt sich das nicht beweisen.

Die Völker Vorderasiens haben eine besondere Vorliebe für narkotische Genussmittel und ausser dem Opium verdanken wir ihnen, wenn auch nicht die Entdeckung, so doch die Ausbreitung zweier anderer von erheblicher Wichtigkeit, nämlich des Haschisch und des Kaffee. Vielleicht trägt an dieser Vorliebe das Verbot ihrer Religion, Wein, also Alkohol, zu geniessen, Schuld, so dass wir in diesen anderen Stoffen einen Ersatz für den Alkohol zu erblicken haben. Vom Kaffee berichtet eine Sage ganz direkt, dass er den Gläubigen als Ersatz für den Wein von Allah gegeben sei. Von den dreien: Opium, Haschisch und Kaffee werden die Muhamedaner den letzteren auch zuletzt kennen gelernt haben. Coffea

---

[1]) Die einer Art Corydalis.

[2]) De medicina Aegyptorum, 1591, p. 121.

[3]) Petri Bellonii observationes. Ausgabe des Clusius. 1605, p. 178.

[4]) Aromatum et simplicium — historia a D. Garcia ab Horto. Bearbeitung des Clusius. 1605, cap. IV.

[5]) Ebenfalls nach der Clusius'schen Bearbeitung von 1605, cap. II.

arabica und ihre Verwandten sind hauptsächlich heimisch im östlichen Afrika und dort den Eingebornen ihrer Eigenschaften wegen offenbar von jeher bekannt, von denen die Kenntnis dann auf die Araber überging, als sie in jene Gegenden auf ihren Eroberungszügen gelangten. Sie haben sich des neuen Genussmittels mit grossem Eifer angenommen. Bereits 875 soll Kaffee in Persien bekannt gewesen sein.

Vom Haschisch, der aus den blühenden oder mit jungen Früchten versehenen Zweigspitzen der in südlichen Ländern gewachsenen Hanfpflanze besteht und den man oft ähnlich wie den Tabak raucht oder mit anderen Stoffen vermischt isst, haben wir die ältesten Nachrichten. Herodot erzählt, dass die Scythen sich berauschten, indem sie Teile der Pflanze auf glühende Steine streuten und den Dampf einatmeten. Vielleicht ist der Gebrauch des Hanfes schon sehr frühzeitig weiter nach Westen verbreitet gewesen. 1896 hat man bei Wilmersdorf (Provinz Brandenburg) in einem kleinen Thongefäss, welches einem Leichenfelde der Hallstattperiode (also etwa der Mitte des ersten vorchristlichen Jahrtausends) angehörte, Pflanzenreste gefunden, die zum Teil als vom Hanf herrührend erkannt wurden.[1])

In den Kreuzzügen spielte dieses Genussmittel eine gewisse Rolle, da die Sekte der Haschischin oder Mulahida, die sich vor dem Kampfe mit Haschisch zu berauschen pflegten und dann rücksichtslos auf die Feinde stürzten,[2]) den Kreuzfahrern grossen Schrecken einflössten, so grossen, dass der Name als „assassin“ für „Mörder“ sich bis heute in der französischen Sprache erhalten hat.

Von diesen drei Genussmitteln: Haschisch, Kaffee und Opium, die wir ethnologisch als eine Gruppe zusammenfassen können, hat sich der Kaffee fast über die ganze Erde verbreitet und ist das bei weitem gebräuchlichste, coffeinhaltige Genussmittel geworden, Haschisch ist auf die Muhamedaner beschränkt geblieben und das Opium hat sich in merkwürdiger Weise von ihnen zu den Mongolen und Malayen verbreitet.

Von Kleinasien ist die Kultur des Mohns zur Opiumgewinnung am frühesten nach Aegypten gekommen. Es bezieht sich wohl schon auf ägyptisches Opium, wenn Plinius sagt, dass nach Andreas, dem Leibarzt des Ptomaeus Philopator (221—205 v. Chr.), das Opium in Alexandrien verfälscht werde, eine Erfahrung, die derselbe an Ort und Stelle gemacht haben dürfte. Einige Jahrhundert später wird ägyptisches Opium ganz allgemein erwähnt, so im 6. Jahrhundert von Alexander Trallianus, im 7. Jahrhundert von Paulus Aegineta. Der letztere erwähnt: Opos succus Cyrenaicus und Syriacus, also ägyptisches und syrisches,

---

[1]) Verhandl. d. Berl. Ges. f. Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, XXIX, p. 224.

[2]) Man findet nicht ganz selten angegeben (z. B. von Kobert, Intoxicationen, von v. Bibra, die narkotischen Genussmittel), dass das Amoklaufen der Malayen zurückzuführen sei auf übermässigen Opiumgenuss. Das ist nicht der Fall, jeder Zusammenhang zwischen beiden wird von Crawford (Descript. dictionary of the Indian Islands. 1856, p. 314) entschieden in Abrede gestellt.

während Alexander nach Flückiger an der einzigen Stelle, wo er das öfter erwähnte Opium genauer bezeichnet, ägyptisches nennt. Die ägyptische Droge scheint die kleinasiatische zeitweise überflügelt zu haben, im 11. Jahrhundert erklärt Avicenna Opium als: „succus Papaveris nigri Aegyptiaci, in sole siccatus.“ Man gewann es in der Gegend des alten Theben, und vom Mittelalter an bis in die neueste Zeit ist Opium thebaicum oft als allein aufgeführte Sorte in den Arzneitaxen der Apotheken eine gewöhnliche Erscheinung (Frankfurt a. M. um 1450. Esslingen um 1550. Coethen 1613.[1]) Noch die preussische Pharmakopoee von 1827 führt neben orientalischem ägyptisches Opium auf. Ja, bis heutigen Tages ist die Bezeichnung „Tinctura thebaica“ für Opiumtinctur nicht ausser Gebrauch gekommen.

Gegenwärtig dürfte die Kultur in Aegypten ganz aufgehört haben, nachdem die letzten Reste derselben bei Assiout und Achmin völlig verschwunden zu sein scheinen.

Fällt die Einführung der Opiumgewinnung nach Aegypten in eine Zeit, die lange vor der Ausbreitung des Islams liegt, so können wir für dasjenige Land, in welchem sie von grösster Wichtigkeit geworden und von wo aus das Opium so recht eigentlich seinen traurigen Siegeszug angetreten hat, für Indien, die Einführung durch die Muhamedaner als sicher annehmen. Seit dem Ende des 10. Jahrhunderts begann Indien unter ihre Herrschaft zu kommen und im 13. Jahrhundert erstreckten sich ihre Eroberungszüge nach Bengalen, wo die Opiumgewinnung zu höchster Blüte gelangte. Die ersten bestimmten Nachrichten, die wir über indisches Opium haben, sind noch zwei Jahrhunderte später, ohne dass wir sagen dürften, dass erst in dieser Zeit die Gewinnung begonnen habe. Im Gegenteil erscheint es als wohlbekannte Marktware, die auf ein gewisses Eingebürgertsein der Kultur schliessen lässt. Es ist sogar nicht unmöglich, dass schon frühzeitig indisches Opium nach Westen gelangte; da es aber auf dem gewöhnlichen Handelswege Aegypten passierte, wird es mit dem hier produzierten zusammen geworfen sein.

Wir können in Indien selbst gewonnenes Opium erst nachweisen, als die Europäer nach Auffindung des Seeweges nach Ostindien in direkten Verkehr mit diesem Lande traten: Odoardo Barbosa,[2]) ein Landsmann Vasco de Gamas, war schon bald nach dem letzteren in Indien und beschrieb seine Erlebnisse 1516. Er berichtet eingehend über Arzneidrogen und Gewürze. Von Opium erwähnt er, als auf dem Markte von Calicut vorkommend, solches von Aden (wie sich aus

---

[1]) Flückiger. Dokumente z. Gesch. der Pharmacie.

[2]) A description of the coasts of East Afrika and Malabar in the beginning of the 16. century, by Duarte Barbosa, a Portuguese. Translated by Henry E. J. Stanley. London 1866.

späteren Nachrichten schliessen lässt, nicht ägyptisches, sondern kleinasiatisches), 1 Farazola (etwa 22 1/3 portug. Pfund) = 280—320 Fanoes, und solches von Cambaia 1 Farazola = 200—250 Fanoes. Cambaia ist das heutige Cambay am Nordende des nach dieser Stadt benannten Golfes. Ich will hier gleich erwähnen, dass schon damals Opium aus Indien nach China gelangte.

Weitere Nachrichten verdanken wir dann wieder einem Portugiesen, dem schon erwähnten Garcia da Orta, der seit 1534 als Arzt in Goa lebte; er unterscheidet in Indien drei Sorten: 1) solches aus Cairo, das dem thebaischen gleich ist, also aus Aegypten stammt; 2) solches aus Aden und andern Hafen des roten Meeres (cf. oben), und 3) indisches: „quod in Cambaia, Mandou et Chitor cogitur, mollius est et magis flavescit — quod dixi ex Cambaia adferri, maxima ex parte in Malui colligitur". Malui ist die Landschaft Malwa, die nordöstlich von Cambaia noch heute erhebliche Mengen produziert. Der portugiesische Apotheker Pires[1]) nennt 1516 Opium aus Cambaia und solches aus Cous, der heutigen Landschaft Katschha Vihâra oder Kus Bahar, im nordöstlichen Bengalen, dem heutigen Haupt-Opiumgebiete.

Das indische Opium ist auch bald nach Europa gelangt, hat hier aber nie eine besondere Rolle gespielt. Der schon citierte Johannes Schröder (1669) kennt drei Sorten: 1) Thebaisches, 2) aus Aden, 3) aus Cambaia und Dekan. Im Dekan wird gegenwärtig kein Opium mehr gewonnen.

Bis zu dieser Zeit und wohl noch später ist es zu Genusszwecken nur von den Anhängern Mohameds verwendet worden. Man hat es ausser in Kleinasien, Aegypten und Indien auch in Persien gewonnen. Wie alt hier die Opiumgewinnung und die Gewohnheit, solches zu geniessen, ist, wissen wir nicht. Unsere Kenntnisse gerade über diese Sorte sind am allerunvollkommensten. Es wird sogar behauptet, freilich ohne ersichtlichen Grund, dass die Gewohnheit, es zu geniessen, in Persien aufgekommen sei. Ausser den allerdings interessanten Mitteilungen des berühmten Reisenden Engelbert Kämpfer (im 17. Jahrhundert) erfahren wir wenig darüber.

Die Art und Weise, es zu geniessen, ist ziemlich einfach. Man nimmt es entweder rein, indem man ein Stückchen in Pillenform verschluckt, oder man verbessert den unangenehm bitteren Geschmack durch Zusatz aromatischer Stoffe oder von Honig, oder man fertigt einen wässerigen Auszug an, den man trinkt, hie und da (in Persien) wird es auch dem Tabak beim Rauchen zugesetzt und aus der Wasserpfeife geraucht. In Cochinchina und auch wohl anderswo, wo Tschandu gemacht wird (cf. unten), kaut die arme Bevölkerung die Mohnblätter aus, die zur Einhüllung der Opiumballen gedient haben. Wunderlich ist der Gebrauch in Assam, wo man einen wässerigen Auszug von Streifen baumwollenen Zeuges aufsaugen lässt und diese nach oberflächlichem Trocknen dann auch auskaut.

---

[1]) Flückiger, Pharmakognosie. 3. Auflage, p. 191.

In der Türkei und in Persien heissen gewohnheitsmässige Opiumesser und -Trinker: Teriaki und Afiuni. Ich habe schon oben angeführt, dass die Beziehungen zwischen dem altberühmten Theriak und dem Opium sehr nahe sind, sodass in Persien Theriak und Opium gleichbedeutend sind. Der zweite Name ist von Afium, der arabischen aus dem griechischen Opium abgeleiteten Beziehung der Droge entstanden. In Persien heisst sie ausser Teriak auch Effium,[1]) natürlich ebenfalls aus Opium. Im Allgemeinen scheint der Gebrauch bei den Muhamedanern kein übermässig starker zu sein, vielleicht nur aus dem Grunde, weil ihnen im Haschisch ein offenbar noch beliebteres Genussmittel zu Gebote steht. Immerhin lernen wir auch hier Beispiele von starker Angewöhnung kennen. Nach Russell[2]) beträgt die Dosis 10—200 Gran (0,6—12,0 Gramm). Die grösste Tagesmenge, die er kennen lernte, ist die zuletzt genannte. Ueber eine viel grössere Menge, von der da Orta erzählt, habe ich oben berichtet.

Ganz anders stellt sich nun die Sache, wenn wir wieder bei Indien anknüpfen, und die Weiterverbreitung des Opium von dort nach China verfolgen, wo sich der Opiumgenuss wie eine verheerende Seuche ausgebreitet hat und von wo er durch die Chinesen weiter getragen ist. Dabei hat die Art und Weise, dasselbe zu geniessen, eine merkwürdige Umwandlung erfahren, insofern es in China geraucht wird, wozu sich scheinbar dieses feste Pflanzenextrakt so wenig wie möglich eignet.

Die frühesten Nachrichten über Versendung indischen Opiums nach China erhalten wir mit den ersten Nachrichten über dessen Existenz überhaupt. Barbosa berichtet, wie ich schon sagte, darüber. Es ist, wie wir weiter unten sehen werden, die Frage nicht ohne Wichtigkeit, ob die Chinesen das Opium schon noch früher gekannt haben und man wird diese Frage bejahen müssen, dabei zugleich aber konstatieren, dass Nichts dafür spricht, dass es damals und noch erheblich später als Genussmittel benutzt wurde, sondern wohl vielmehr zu Heilzwecken. Ich will in dieser Beziehung nur anführen, dass Engelbert Kämpfer, dem wir sehr ausführliche Nachrichten über die in den von ihm durchreisten Ländern gebräuchlichen Genussmittel verdanken, Nichts von einem Opiumgenuss in China sagt. Es wird behauptet[3]), dass nach mir nicht genauer bekannten chinesischen Quellen Opium (oder Mohn) im 7. oder 8. Jahrhundert durch arabische Händler nach China gebracht sei. Das würde nichts Auffallendes haben, wenn wir den verhältnismässig lebhaften Verkehr bedenken, der damals zwischen beiden Völkern auf dem Seewege und besonders auf alten, vielbegangenen Landrouten bestand. Im 11. Jahrhundert soll Mohn zur Gewinnung von Opium in China angebaut worden sein. Im Pen

[1]) Ich verdanke einen Teil der speziell auf Persien bezüglichen Notizen durch Vermittlung des Herrn Prof. Dr. Schär in Strassburg Herrn cand. pharm. Bonati, ebendaselbst, früher in Teheran.

[2]) Naturgeschichte von Aleppo. 1797. I, p. 169.

[3]) Globus. 1895. p. 64.

T'sao Kung Mu, einem in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts verfassten chinesischen Kräuterbuche wird die Gewinnung des Opium und seine Verwendung, aber nur eine solche in der Medizin, beschrieben [1]).

Mit Unrecht hat man als Beweis für einen arabischen, also vorindischen Import nach China die chinesischen Namen der Droge angeführt, da ja die arabischen Namen Afyun, Ofyun und ähnliche in Indien (im 15. Jahrhundert nach Barbosa: Anfiam) dieselben sind, wie in Vorderasien. Die chinesischen Namen leiten sich von den arabischen und persischen ab, nämlich O-p'ien, Ya-p'ien. Beim Namen O-fu-yung, der ebenfalls in China gebräuchlich ist, macht Porter Smith (l. c.) darauf aufmerksam, dass den Namen Fu-yung der Mohn, Hibiscus mutabilis und Nelumbo gleichmässig tragen, vielleicht mit Beziehung auf die bei allen dreien so schöne und ansehnliche Blüte. Andere hie und da gebräuchliche chinesische Namen bedeuten etwa: schwarzer Kot, schwarzes Gift u. s. w.

Ueber die Entstehung der Sitte, das Opium zu rauchen, haben wir nur geringe Vermutungen. Jedenfalls tritt sie in grossem Umfange zuerst in China auf. Nach chinesischen Quellen soll dieser Gebrauch aus Formosa, wo er lange geübt wurde, nach China gelangt sein und Formosa soll sein Opium aus Java bezogen haben. Da ist es nun interessant, dass der schon erwähnte Reisende Engelbert Kämpfer in seinen Amoenitates exoticae aus dem 17. Jahrhundert berichtet, dass die Leute in Java einen wässerigen Auszug des Opium dem Tabak beimengten, das Kraut trockneten und in kleinen Hütten verbrannten, wo sie sich an dem Rauche berauschten, eine Sitte, die Analogie zur Verwendung des Hanfes bei den Scythen, von der uns Herodot berichtet (cf. pag. 12), zeigt. Dass übrigens auch bei den Muhamedanern das Opium dem Tabak beigemengt wurde, habe ich schon gesagt.

In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts wurde in China ein Verbot gegen das Tabakrauchen erlassen und damals soll das Opiumrauchen aufgekommen sein. 1729 soll das Opiumrauchen mit dem kaiserlichen Banne belegt worden sein. Diese Nachrichten sind ziemlich unbestimmt und lassen ein rechtes Urteil nicht zu, da es an gegenteiligen nicht fehlt. So schreibt 1740 der Pater Parennin, dass Ya-p'ien von den Aerzten und Chirurgen wenig gebraucht werde. Er glaube nicht dass man im ganzen Jahre in Peking ein halbes Pfund verbrauche. Es ist natürlich wohl einzusehen bei der ungeheuren Ausdehnung des chinesischen Reiches, dass die Sitte in einer Gegend (also Peking) unbekannt war, während sie in anderen, z. B. in den südlichen und südöstlichen Provinzen, bereits, wenn auch wohl in geringem Umfange, herrschte.

Nächst den Arabern und Türken sollen später die Portugiesen und die

---

[1]) Porter Smith. Contributions towards the Materia medica and National history of China. 1871.

Holländer Opium nach China importiert haben. Der Anbau von Mohn zur Gewinnung von Opium war in Indien Monopol der muhamedanischen Herrscher Indiens, die Kulturen befanden sich in der Gegend von Allahabad, Agra und Ghazipore und die jährliche Produktion wird auf 60 000 Kilo geschätzt.

Im 17. Jahrhundert setzte sich die englisch-ostindische Kompagnie in Indien fest und langsam aber sicher nahm sie einen Teil des Landes, ein Stück des Handels nach dem andern an sich. Dass sich unter den Gegenständen des Handels auch Opium befunden haben wird, darf als sicher angenommen werden, indessen blieb der Anbau in den Händen der Muhamedaner. Erst als 1757 durch den Sieg Clives bei Plassey die Besitzungen des Grossmoguls in die Hände der Engländer gelangten, fiel ihnen damit auch das Opiummonopol zu, doch noch nicht sofort oder doch nicht vollständig. Es hat nämlich den Anschein, als seien die oben genannten Kulturen allmählich in Verfall geraten und dafür solche weiter östlich in der Gegend Patna emporgeblüht, die noch eine Zeit lang unter dem Einfluss der Holländer blieben, die damals vielleicht Pächter des Monopols waren.

1767 wurden 1000 Kisten Opium (à 1 Picul = ungefähr 60,5 Kilo) in China eingeführt und die Importeure sollen vorwiegend Portugiesen gewesen sein.

1773 machte die englisch-ostindische Kompagnie ihr erstes grösseres Geschäft in Opium nach China und hiemit beginnt der sehr merkwürdige und interessante, wenn auch recht unerfreuliche, indisch-chinesische Opiumhandel.

Die Entwicklung[1]) war in kurzen Zügen folgende: Das erste Geschäft, das die Kompagnie machte, ist offenbar nicht schlecht ausgefallen, denn 1780 stellte sie zwei kleine Fahrzeuge als ständige Depots für Opium in der Larks Bai südlich von Macao auf. Das Opium wurde als Arzneimittel deklariert und die chinesische Regierung scheint dem ganzen Handel keine besondere Aufmerksamkeit geschenkt zu haben. Zu Anfang wollte das Geschäft nicht recht in Gang kommen, offenbar nahm jetzt in Indien die Kultur und damit die Ausfuhr zu, ohne dass sich in China zunächst genügend Abnehmer fanden, ein Beweis, dass der Verbrauch über das medizinische Bedürfnis hinaus etwas Fremdes war. Die chinesische Regierung erhob einen mässigen Eingangszoll von 3 Taël (1 Taël ungefähr 6 Franken) für die Kiste, die ein Picul (= 60,5 Kilo) wog, eine Abgabe, die schon 1662 erhoben

---

[1]) Ich habe mich für das zunächst Folgende teilweise gehalten an: Wiselius, De Opium in Nederlandisch-en in Britisch-Indië. 1886. Christlieb, Der indobritische Opiumhandel und seine Wirkungen. 1878. Scherzer, Fachmännische Berichte über die österreichisch-ungarische Expedition nach Siam, China und Japan. 1872. The Chronicle and Directory for China, Japan etc. for the Year 1897. Hongkong 1897. Decennial Reports of the trade, navigation, industries etc. of the ports open to foreign commerce in China and Corea 1882—91. Shanghai. v. Bibra, Die narkotischen Genussmittel und der Mensch. 1855. Verschiedene Artikel im Basler Missions-Magazin. 1858, 1870, 1872, 1874. Dymock, Warden and Hooper, Pharmacographia indica. Flückiger und Hanbury, Pharmacographia. Handelsberichte von Gehe & Co., Dresden.

war und 1687 erhöht wurde, so dass damals der Zoll etwa 6% des Wertes der Ware ausmachte. Allmählich wuchs aber die eingeführte Menge und es wurden (1793) Klagen laut über die Niederlage in Larks Bay, die desshalb nach Whampoa (nördlich von Macao) verlegt wurde.

1799 und 1800 erfolgten seitens der chinesischen Regierung strenge Verbote der Einfuhr und des Opiumrauchens. Letzteres wurde mit Stockschlägen, Pranger, Deportation, Abschneiden der Oberlippe, Erdrosselung u. s. w. bestraft.

Damit hörte für lange Zeit die offene Einfuhr nach China auf, aber eben nur die offene, an ihre Stelle trat umfangreicher Schmuggelhandel, die Mohnkulturen in Ostindien nahmen zu und nach wie vor wanderte das hier gewonnene Opium zu allergrössten Teile nach China. Die Depotschiffe wurden von Whampoa nach der Insel Lin-tin zwischen Macao und der Mündung des Cantonflusses und später nach einer westlich davon gelegenen Bucht hinter der Insel Kitau verlegt und von hier der Schmuggel im grossartigsten Masstabe betrieben, bei dem die niederen und höheren chinesischen Beamten reichlich bestochen wurden.

Ungefähr seit der Mitte der dreissiger Jahre begannen sich in China die Stimmen zu mehren, die ein energisches Vorgehen gegen diesen Schmuggelhandel forderten und von kleineren Reibereien abgesehen wurden endlich 1839 die Schiffe aufgefordert, ihr Opium den Chinesen auszuliefern. Den englischen Kaufleuten, die nun den Schutz ihrer Regierung anriefen, wurde derselbe natürlich verweigert, da man nicht Leute schützen könne, um sie in den Stand zu setzen, die Gesetze des Landes zu verletzen, mit dem sie Handel trieben. Nach anfänglichem Zögern von beiden Seiten und darauf erfolgten Gewaltmassregeln der Chinesen wurden über 20 000 Kisten (à 1 Picul) Opium abgeliefert und diese, durch Versenken ins Meer vernichtet. Im Dezember desselben Jahres wurde aller Handel mit der englischen Nation verboten.

Nun wurde an China der Krieg erklärt, der unter dem Namen „Opiumkrieg“ eine traurige Berühmtheit erlangt hat und der im Jahre 1843 nach völliger Niederlage der Chinesen, durch den Frieden von Nangking beendigt wurde. Abgesehen von anderen uns nicht interessierenden Bestimmungen mussten die Chinesen 105 Millionen Franken (darunter 30 Millionen Schadenersatz für das 1839 vernichtete Opium) bezahlen. Die mir zu Gebote stehende Litteratur geht über die Bestimmungen des Vertrages, die den Opiumhandel betreffen, auseinander, wenn auch der schliessliche Effekt derselbe sein musste. Nach Wiselius wurde bestimmt, dass bei einer täglichen Einfuhr von 66 000 Dollars (330 000 Fr.) der Zoll 11 % des Wertes der Ware bis zur Höhe von 7 Millionen Taëls betragen sollte. Danach hätte etwa während einem Dritteil des Jahres Opium eingeführt werden dürfen. Hongkong wurde an England abgetreten, hier und in den Häfen von Canton, Amoy, Foochow-foo, Ningpo und Shanghai wurde Handel gestattet mit Ausnahme einer Anzahl verbotener Waren. Nach den ausführlichen Mitteilungen des Basler Missions-Magazin

(1857, p. 217) gehörte Opium zu diesen verbotenen Waren, der Handel damit wurde danach also nicht freigegeben, aber der chinesischen Regierung überlassen, sich nach dieser Richtung vorkommenden Falles selbst ihr Recht zu schaffen, wenn sie nach der Erfahrung, für die sie soeben 30 Millionen gezahlt hatte, dazu Lust verspüren sollte. Von einer Einschränkung der Opiumgewinnung und Ausfuhr in Indien war keine Rede. Ich glaube, dass diese Darstellung die richtige ist und dass Wiselius sich irrt[1]). Nach Christlieb (p. 15) sind die Anstrengungen des Sir H. Pottinger, der den Auftrag hatte, wenn irgend möglich die Legalisierung des Opiumhandels durchzusetzen, vergeblich gewesen; die Chinesen machten vielmehr den Vorschlag, die Engländer möchten sich in Indien mit ihnen vereinigen, den Opiumhandel zu unterdrücken.

Im Jahre 1856 kam es zum zweiten Kriege mit England, dem sich Frankreich und auch Nordamerika anschlossen und der zunächst 1858 durch den Vertrag von Tien-tsin beendigt wurde. In Folge verräterischer Handlungen der Chinesen, welche glaubten, an die Gebote des internationalen Rechtes nicht gebunden zu sein, brach der Krieg von neuem aus und der Vertrag wurde nun erst 1860 nach der bekannten Zerstörung des Sommerpalastes in Peking ratifiziert. Durch diesen Vertrag, der nach 10 Jahren revidiert werden sollte, wurde die Einfuhr von Opium nach China geregelt. China hob das von den Engländern nur offiziell respektierte Verbot auf und gestattete die Einfuhr ohne Beschränkung der Quantität, erhob aber einen Einfuhrzoll von 30 Taël (150—180 Franken) von einer Kiste = 1 Picul. Die ursprüngliche chinesische Forderung von 60 Taël war von den Engländern nicht zugestanden worden. Das Opium durfte von den Engländern nur im Hafen verkauft werden, und wurde von den Chinesen weiter ins Innere geschafft, wo der chinesischen Regierung freistand, nach Gutdünken weitere Zölle zu erheben.

Es ist nicht zu vergessen, dass diese Legalisierung des Opiumhandels nicht mehr von der ostindischen Kompagnie durchgesetzt wurde, sondern von der englischen Regierung, die das Besitztum der Kompagnie, welche sich in der 1856 ausgebrochenen indischen Meuterei den an sie gestellten Aufgaben nicht mehr gewachsen gezeigt hatte, an jene übergegangen war.

Im Jahre 1876 wurde dann in Chefoo (am Busen von Petschili) wieder ein Vertrag zwischen England und China verabredet, der den Opiumhandel neu regeln sollte und besonders darauf gerichtet war, dem Schmuggel in China selbst entgegenzutreten. Dasselbe hatte nämlich den Binnenzoll (Li-kin) bisher möglichst hoch geschraubt und damit den Schmuggel im eigenen Lande gross gezogen. Nach der neuen Uebereinkunft (Chefoo Agreement) sollte der gesamte Zoll im Hafen

---

[1]) Auch der mir vorliegende Wortlaut des Friedensvertrages vom 26. Juni 1843 spricht gar nicht von Opium.

entrichtet werden und die Droge im Lande selbst davon frei sein. Die englische Regierung beeilte sich so wenig, dem Vertrage ihre Zustimmung zu geben, dass, als man endlich 1885 daran ging, die Sachlage in China sich so geändert hatte, dass durchgreifende Aenderungen nötig waren. Es hatte sich nämlich inzwischen, wovon noch weiter unten die Rede sein wird, die Mohnkultur in China selbst ungeheuer entwickelt, so dass das einheimische Produkt das fremde an Menge weit übertraf. — Es wurde nun festgesetzt, dass im Hafen von jeder Kiste ein Einfuhrzoll von 30 Taëls wie bisher und ein Li-Kin von nicht mehr wie 80 Taëls erhoben wurde. Ausserdem durfte China am Verbrauchsorte einen weiteren Zoll erheben, der aber nicht höher sein sollte, als der auf das einheimische Opium gelegte. Dieser Vertrag sollte mindestens vier Jahre gelten und von da an von jeder der beiden Parteien ein Jahr vorher kündbar sein.

Das ist in Kürze der bisherige Verlauf der Dinge zwischen England und China. Es ist nun die nächste Frage, wie gross sind die Mengen Opium, die in dieser Zeit aus Indien nach China eingeführt wurden? Ich gebe im Folgenden eine Reihe diesbezüglicher Zahlen, die möglichst sorgfältig erwogen sind. Aber auch sie können keinen Anspruch auf volle Genauigkeit erheben, da sich der Berechnung eine Anzahl von Schwierigkeiten entgegenstellen. Wie weiter unten gezeigt werden soll, ist nur diejenige Menge Opiums, die im englischen Gebiete in Indien gewonnen wird, genau kontrollierbar, ein sehr grosser Teil wird in den sog. unabhängigen Staaten und in Nepal gewonnen und gelangt nur zum Teil in die Hände der englischen Regierung, das Uebrige wird geschmuggelt. Desshalb ist die wirklich ausgeführte Menge grösser, als die Listen ausweisen. Andererseits geht ein Teil des kleinasiatischen und besonders des persischen Opiums nach China und passiert dabei Indien; es wird den Export also vergrössern. Ferner geht nicht alles ausgeführte Opium nach China, sondern nicht wenig geht in andere Verbrauchsländer, besonders nach Hinterindien in die Straits settlements, von wo z. B. Java grossenteils versorgt wird. Das Alles müsste abgerechnet werden.

Dann geben aber auch die Zahlen über das in China eingeführte Opium kein genaues Bild, da natürlich die eingeschmuggelte Menge sich nur schätzen lässt. Die mir zugänglich gewesenen Schätzungen darüber differieren je nach dem Hafen, in dem sie gemacht sind, von $^1/_3$ bis zum Doppelten der amtlich nachgewiesenen Menge. Um dieses eingeschmuggelte Opium vermehrt sich also das Quantum. Andererseits muss man Abstriche machen, da erhebliche Mengen aus chinesischen Häfen weitergehen nach Californien, den Philippinen, den Fidschiinseln und auch nach Peru und da endlich nicht nur rohes Opium, sondern auch zum Rauchen präpariertes aus China exportiert wird.

So betrug (Wiselius, p. 213) Mitte der achtziger Jahre die aus Britisch Indien offiziell exportierte Menge etwa 5 710 000 Kilo, davon gelangten

4 810 000 Kilo nach China, 721 000 Kilo nach den Straits settlements und der Rest via Hongkong nach Californien, den Philippinen und den Fidschiinseln.

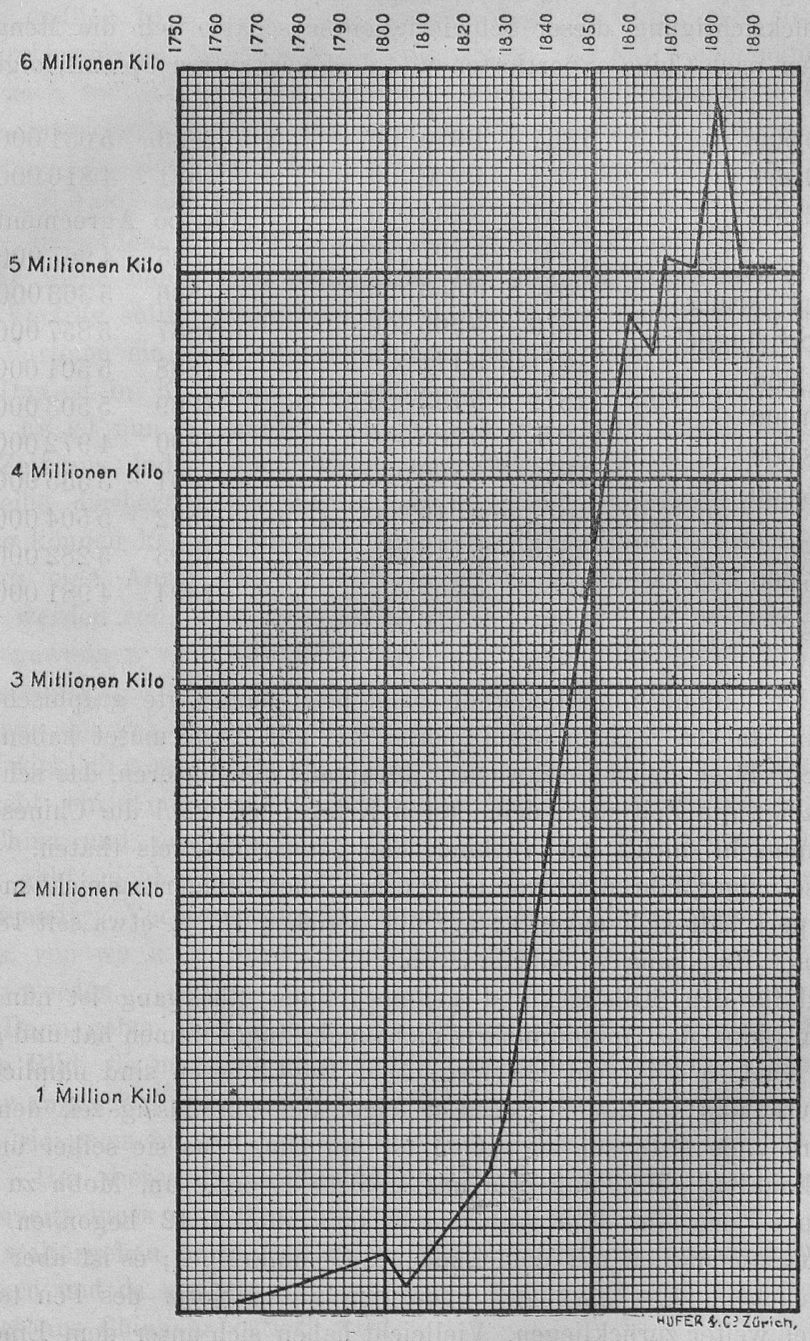
Unter Berücksichtigung dieser Schwierigkeiten schätze ich die Menge des wirklich aus Indien nach China exportierten und dort verkauften Opiums folgendermassen in Kilo:

1767	60 000
1781	169 000
1800	242 000
Von jetzt ab Verbot des Handels und Fortführung desselben durch Schmuggel:	
1805	181 000
1825	730 000
1830	1 028 000
1835	1 815 000
1. Krieg:	
1850	4 235 000
2. Krieg:	
1860	4 840 000
1865	4 630 000
1866	4 920 000
1867	5 234 000
1868	4 207 000
1869	5 353 000
1870	5 365 000
1871	5 171 000
1874	5 732 000
1875	5 285 000
1876	5 860 000
1877	5 616 000
1878	5 518 000
1880	5 859 000
1881	4 916 000
1882	4 992 000
1883	5 031 000
1884	4 816 000
Chefoo Agreement:	
1885	4 967 000
1886	5 363 000
1887	5 857 000
1888	5 501 000
1889	5 503 000
1890	4 972 000
1891	5 553 000
1892	5 504 000
1893	5 282 000
1894	4 981 000

Diese Zahlen und noch deutlicher die umstehend beigefügte graphische Darstellung zeigen ein starkes Steigen des Imports, wie wir es vermutet haben. Unmittelbar nach 1800 lässt sich ein schwacher Rückstand konstatieren, das schnellste Emporschnellen zeigt die Zeit nach dem ersten Kriege, wo wohl die Chinesen, im Gefühle ihrer Ohnmacht, nichts zur Verhinderung des Schmuggels thaten.

Seit den sechziger Jahren ist von einer erheblichen Steigerung nicht mehr zu sprechen, der Import hält sich ungefähr auf der gleichen Höhe, etwa seit 1891 ist sogar ein langsamer Rückgang zu konstatieren.

Der Grund für den Stillstand und gegenwärtigen Rückgang ist nun leider nicht der, dass in China das Opiumrauchen nicht mehr zugenommen hat und gegenwärtig abnimmt, sondern ein recht unerfreulicher. Die Chinesen sind nämlich auch sehr gute Kaufleute und sie fanden, dass es eigentlich überflüssig sei, den Engländern alle Jahre viele Millionen zu zahlen für ein Ding, das sie selber und viel billiger machen konnten. Man fing also mit grosser Energie an, Mohn zu bauen und selbst Opium zu machen. Der Anbau soll im Jahre 1842 begonnen haben und das würde zusammenfallen mit dem Ende des Opiumkrieges; es ist aber darauf aufmerksam zu machen, dass nach der oben erwähnten Notiz des Pen tsao die Anfänge wohl viel weiter zurückliegen. Vielleicht haben sich unter dem Eindrucke des Krieges diese Anfänge besonders schnell und kräftig entwickelt. Die Regierung verbot den Anbau und machte darauf aufmerksam, wie schädlich es sei, guten

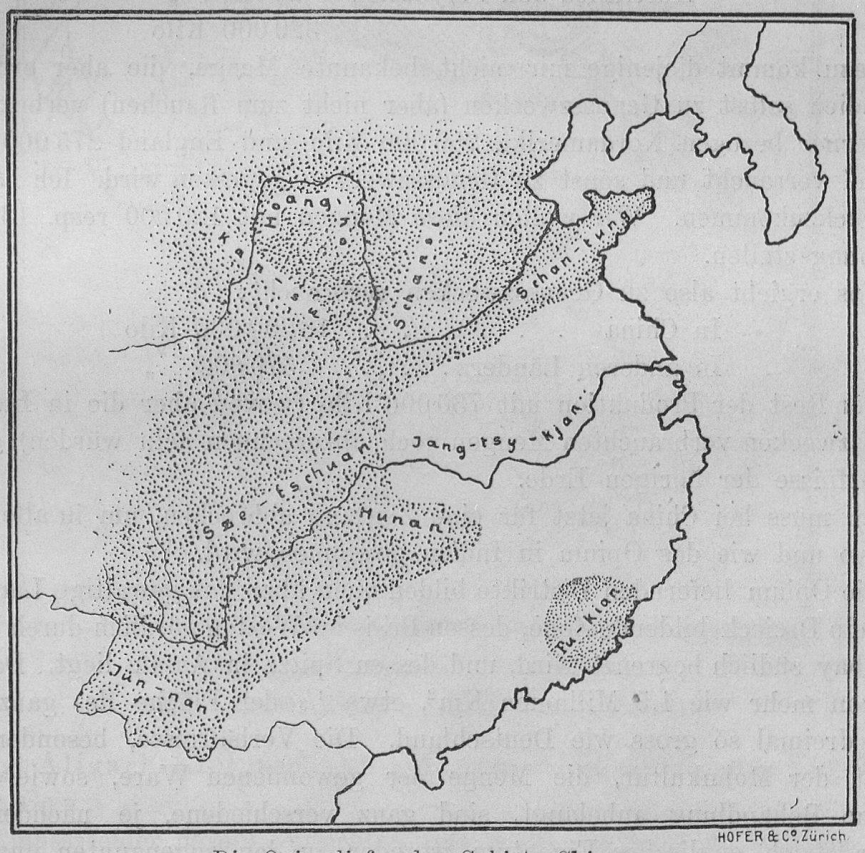


Opium-Import in China aus Indien 1767—1894.

Boden, anstatt zum Anbau von Reis und anderen nützlichen Pflanzen zur Gewinnung eines so verderblichen Giftes zu verwenden, aber ohne Erfolg. Die in China gewonnenen Mengen entziehen sich genauer Kontrolle, sind aber sehr gross, mir haben folgende Zahlen, die auf Schätzungen beruhen, zu Gebote gestanden:

1870	2	Millionen Kilo
1881	12	„ „
1890	13	„ „
1895	13	„ „

Es sind besonders die Provinzen: Jün-nan, Kwei-tschou, Hu-nan, Fu-kien, Sze-tschuan, Kan-su, Schen-si, Schan-si, Schan-tung und die



Die Opiumliefernden Gebiete Chinas.

östliche Mongolei, also mindestens die Hälfte des grossen Landes, in der Opium gewonnen wird.

Wie kolossal hiernach die Menge des in China konsumierten Opium ist, zeigt folgendes Beispiel: Im Jahre 1890 produzierte es selbst 13 000 000 Kilo; Indien gewann 6 000 000 Kilo, von denen rund 5 000 000 in China verbraucht

wurden. Die Produktion in der Türkei betrug 400 000 Kilo, die in Persien 200 000 Kilo, von diesen 600 000 Kilo ist die Hälfte teils zu Lande, teils zu Wasser über Indien auch nach China gewandert und verbraucht.

China verbrauchte also 1890 rund 18 300 000 Kilo. Von der übrig gebliebenen Million in Indien wurden mindestens folgende Mengen ebenfalls zum Rauchen exportiert, nach:

Niederländisch Indien . .	170 000	Kilo
Siam	50 000	„
Cochinchina	50 000	„
Philippinen	25 000	„
Australien und Polynesien	25 000	„
	320 000	Kilo

Dazu kommt diejenige mir nicht bekannte Menge, die aber erheblich ist, die in Indien selbst zu Genusszwecken (aber nicht zum Rauchen) verbraucht wird.

Ferner bezogen Nordamerika 250 000 Kilo und England 275 000 Kilo, von denen viel verraucht und sonst zu Genusszwecken gegessen wird. Ich habe darauf noch zurückzukommen. Wir wollen diese Mengen mit 120 000 resp. 130 000 Kilo in Rechnung stellen.

Das ergiebt also zu Genusszwecken verbraucht:

In China	18 300 000	Kilo
In anderen Ländern . . .	570 000	„

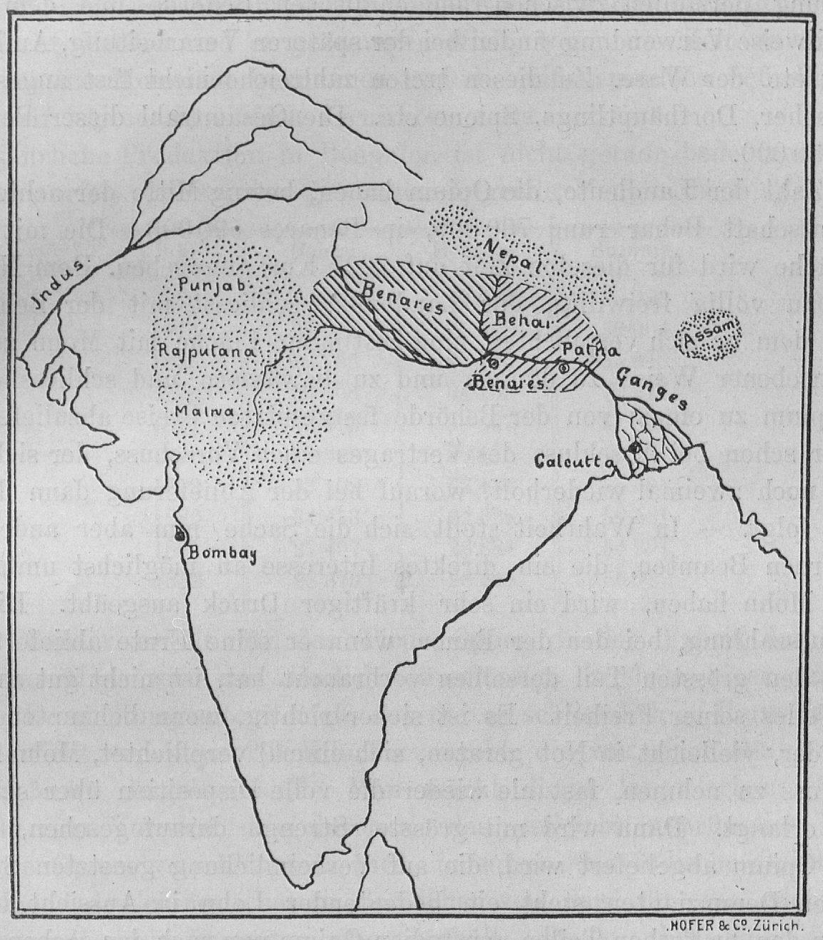
Der Rest der Produktion mit 730 000 Kilo (wovon aber die in Indien selbst zu Genusszwecken verbrauchten Mengen noch abzurechnen sein würden) genügt für die Bedürfnisse der übrigen Erde.

Ich muss bei China jetzt für eine Zeitlang abbrechen, um in aller Kürze zu zeigen, wo und wie das Opium in Indien gewonnen wird.

Die Opium liefernden Distrikte bilden quer über das gewaltige Land eine annähernd ein Dreieck bildende Zone, dessen Basis im Westen nördlich durch das Punjab und Bombay südlich begrenzt wird, und dessen Spitze in Assam liegt. Das ist eine Fläche von mehr wie 1,5 Millionen Km^2, etwa $^1/_3$ der Fläche des ganzen Landes und fast dreimal so gross wie Deutschland. Die Verhältnisse, besonders was die Intensität der Mohnkultur, die Menge der gewonnenen Ware, sowie dessen geschäftliche Behandlung anbelangt, sind ganz verschiedene, je nachdem ob der betr. Landstrich englisches Eigentum ist oder zu den sogenannten unabhängigen Staaten gehört.

Nach jeder Richtung am wichtigsten sind die Kulturen in der englischen Residentschaft Bengalen, wo sie am reichlichsten zwischen dem Ganges und Nepal sich befinden, spärlicher südlich vom Ganges (bei Ghazipore, Sjalvabad, Patna, Gya, Monghyr am mittleren Lauf des Flusses und bei Aligarh, Muttra, Etah und Agra an seinem Oberlauf). Dieses Gebiet ist in zwei Agenturen eingeteilt: Benares

mit Ghazipore als Sitz des Agenten und Behar mit Patna. Jede Agentur ist in 12 Unteragenturen eingeteilt und zwar umfasst Behar den kleineren Osten etwa bis Benares, letzteres den grösseren Westen des Gebietes. Am weitesten nach



Die Opium liefernden Gebiete Indiens.
Agentur Benares. Agentur Behar.

Westen liegt Aligarh-Koil, nach Osten Monghyr, am nördlichsten Bareilly, am südlichsten Gya.

Ich muss leider darauf verzichten, um nicht zu breit zu werden, genauer auseinander zu setzen, in wie sorgfältiger, genauer, aber auch gegen die Eingebornen rücksichtsloser Weise die Mohnkultur, die Gewinnung und weitere Verarbeitung des Opium betrieben wird[1]). Nur die flüchtigsten Umrisse kann ich geben.

[1]) Eingehende Darstellungen bei Wiselius, in dem schon citierten Buche. Ferner v. Bibra, die narkotischen Genussmittel und der Mensch. Weppen, Archiv d. Ph. 1854. Dymock. Pharmacographia indica.

Der Dienst wird von folgenden englischen Beamten besorgt: 2 Opiumagenten, 2 Assistentagenten, 23 Subdeputyagenten, 41 Assistent-subdeputy-Agenten, 6 Aspiranten. Zu diesen kommt ein ganzes Heer einheimischer Beamten, die teilweise die Verbindung herstellen zwischen der englischen Behörde und dem indischen Pflanzer, teilweise Verwendung finden bei der späteren Verarbeitung, Aufbewahrung Verpackung etc. der Ware. Zu diesen treten zahlreiche nicht fest angestellte Personen: Aufseher, Dorfhäuptlinge, Spione etc. Die Gesamtzahl dieser Personen beträgt über 50 000.

Die Zahl der Landleute, die Opium bauen, betrug Mitte der achtziger Jahre in der Agentschaft Behar rund 700 000, in Benares 590 000. Die mit Mohn bepflanzte Fläche wird für dieselbe Zeit auf 2227 Km^2 angegeben. Dem Namen nach ist der Anbau völlig freiwillig, der Landbauer schliesst mit der Behörde einen Vertrag, in dem er sich verpflichtet, eine bestimmte Fläche mit Mohn zu bebauen, in vorgeschriebener Weise zu düngen und zu bewässern und schliesslich das gewonnene Opium zu einem von der Behörde festgesetzten Preise abzuliefern. Darauf empfängt er schon bei Abschluss des Vertrages einen Vorschuss, der sich im Laufe des Jahres noch zweimal wiederholt, worauf bei der Ablieferung dann die Schlussabrechnung folgt. — In Wahrheit stellt sich die Sache nun aber anders: Durch die eingebornen Beamten, die ein direktes Interesse an möglichst umfangreichem Anbau von Mohn haben, wird ein sehr kräftiger Druck ausgeübt. Die Methode der Vorschusszahlung, bei der der Bauer, wenn er seine Ernte abliefert, gewöhnlich bereits den grössten Teil derselben verbraucht hat, ist nicht gut und beraubt ihn eines Teiles seiner Freiheit. Es ist sicher richtig, wenn behauptet wird, dass ein Bauer, der, vielleicht in Not geraten, sich einmal verpflichtet, Mohn zu pflanzen und Vorschuss zu nehmen, fast nie wieder die volle Disposition über seinen Grund und Boden erlangt. Dann wird mit grösster Strenge darauf gesehen, dass alles gewonnene Opium abgeliefert wird, die auf Verheimlichung gesetzten Strafen sind hart und den Denunzianten steht ein bedeutender Lohn in Aussicht. — Es darf seit 1857 in den britischen Teilen von Indien Opium nur nach der soeben skizzierten Methode gewonnen werden, England zahlt an Frankreich und Portugal besondere Entschädigungen dafür, dass diese sich verpflichten, den Anbau in ihren Besitzungen (Pondichéry und Goa) nicht zu gestatten.

Die Lage der Bevölkerung in den betreffenden Distrikten ist keine günstige; es wird gesagt, dass der Boden bei freiem Anbau, z. B. von Indigo oder Zuckerrohr, das doppelte Erträgnis liefern würde und dass Opium, nicht unter dem behördlichen Druck gewonnen und zu dem von den Engländern festgesetzten Preis abgeliefert, das Dreifache einbringen würde. Es dürfte auch mehr wie Zufall sein, dass diese Distrikte in diejenigen Gebiete fallen, die öfter von Hungersnot heimgesucht werden.

Man hat zu Gunsten der Opiumkultur (auch für China) angeführt, dass die-

selbe das Feld nur einige Monate des Jahres in Anspruch nehme und dass also auf demselben Feld noch eine andere Frucht gezogen werden könne; dass trifft aber für viele andere Kulturen ebenso gut zu, ist also kein besonderer Vorteil, wozu weiter kommt, dass dem Opiumbauer besondere Vorschriften bezüglich der weiteren Kultur gemacht werden und er gezwungen wird, wenn die Zeit zum Bearbeiten des Feldes für die Mohnsaat gekommen und die auf demselben befindliche Frucht noch nicht reif ist, er sie einfach vernichten muss.

Die jährliche Produktion in Bengalen ist nicht gerade bedeutenden Schwankungen unterworfen. Es wurden gewonnen folgende Mengen in Kisten à 1 Picul:

Jahr	Behar	Benares	Summa
1873	30 771	19 512	50 283
1874	33 936	25 068	59 004
1875	32 702	23 146	55 848
1876	38 108	34 109	72 217
1877	35 575	36 027	71 602
1878	19 003	26 135	45 138
1879	33 108	22 483	55 591
1880	34 453	22 028	56 581
1881	27 407	26 884	54 291
1882	28 379	28 548	56 927

Der Pflanzer erhält für das Picul Opium in der Fabrik durchschnittlich 660 Franken. Hier wird das ziemlich dünnflüssige Produkt einer langwierigen, sorgfältigen Bearbeitung unterworfen, aus der es schliesslich in Form fester runder Bälle im Gewicht von etwa 2,2 Kilo hervorgeht, die von einer Hülle von Blütenblättern des Mohn umgeben sind. Man macht dieser langwierigen Methode der Verarbeitung zum Vorwurf, dass durch sie das vielleicht ursprünglich bessere und gehaltreichere Opium verschlechtert wird, in sofern das indische Opium (und mit ihm anscheinend das chinesische) in der That von dem für uns wichtigsten Bestandteil, dem Morphin, am wenigsten enthält. Es ist aber wohl im Auge zu behalten, dass die Engländer gar nicht auf die Herstellung eines sonderlich gehaltreichen Opiums ausgehen, sondern nur den Geschmack ihrer Abnehmer, der Chinesen, im Auge haben, und dass diese das indische Präparat allen übrigen weit vorziehen, ist Thatsache.

Die Kosten, die durch den komplizierten Verwaltungsapparat und durch die Verarbeitung entstehen, sind so bedeutend, dass sich der Selbstkostenpreis der Regierung für ein Picul auf 730—740 Franken stellt.

Fast das gesamte bengalische Opium geht nach Calcutta und wird dort in der Weise verauktioniert, dass die Behörde einen Minimalpreis festsetzt, der von den Käufern dann, in der Regel aber nicht erheblich, überboten wird. In dem oben genannten Zeitraum schwankte der Preis für ein Picul von 2224 bis

2716 Franken, der Durchschnitt war 2516 Franken. Die Differenz gegen den Selbstkostenpreis im Betrage von 1781 Franken stellt den Gewinn der englischen Regierung dar, derselbe beträgt also mehr als 200 %.

Bei einer durchschnittlichen Jahresproduktion von 58 000 Picul beträgt dieser Gewinn 103 298 000 Franken.

Was ich bisher besprochen habe, ist das in den englischen Gebieten gewonnene Opium. Ausserdem wird es in erheblicher Menge gewonnen in den sog. unabhängigen Staaten, die vom englischen Gebiete umgeben sind. Die Hauptkulturen finden sich auf dem Plateau von Malwa und nordwestlich davon in Raj'putana. Von dem hier gewonnenen erheben zunächst die einheimischen Fürsten einen Zoll, über den Genaueres nicht bekannt ist; indessen soll derselbe die Hälfte ihres Einkommens ausmachen. Ein grosser Teil wird vom englischen Opiumdepartement aufgekauft und für das Picul 1150 – 1200 Franken bezahlt. Dieser Preis ist, obschon das Malwa-Opium für weniger gut gilt, wie das bengalische, fast doppelt so hoch wie derjenige, den der unter dem Einfluss des Departements stehende bengalische Pflanzer für das seinige erhält. Was nicht aufgekauft wird, wird, wenn es englisches Gebiet betritt, mit einem Zoll von 13—1400 Franken belastet. Die grösste Menge hiervon wird in Indien selbst konsumiert, und zwar ist der Gebrauch in den selbst opiumbauenden Gegenden am stärksten. Die englische Regierung liefert es, nachdem es fabrikmässig behandelt ist, den Ortsbehörden und diese den konzessionierten Verkäufern. Was nicht im Lande bleibt, wird über Bombay exportiert und zwar ebenfalls nach China, wobei es noch einem Ausfuhrzoll von 100 Franken unterliegt.

Der Gebrauch in Indien selbst ist in rapider Zunahme begriffen, er betrug 1878: 60 500 Kilo. 1883: 274 900 Kilo.

Der Import von Malwa-Opium in englisches Gebiet betrug 1871: 59 670 Picul. 1874: 67 468 Picul. 1878: 71 492 Picul.

Der durchschnittliche Gewinn des Gouvernements an Malwa-Opium, der sich, wie aus Obigem hervorgeht, etwas kompliziert zusammensetzt, wird auf 600 Franken per Picul veranschlagt.

Von Bedeutung sind endlich noch die Kulturen in dem unabhängigen Nepal, nördlich von Bengalen. Das hier gewonnene Opium wird von den Pflanzern nach Motihor auf englischem Gebiete gebracht und hier zu demselben Preis übernommen, wie ihn die bengalischen Pflanzer erhalten; indessen zahlt man noch Reisegeld, das nach der Menge des abgelieferten Opium bemessen wird.

Der Gewinn, den England so aus dem Opiumgeschäft zieht, setzt sich mindestens etwa folgendermassen zusammen:

1. Bengalisches Opium, das in Calcutta verkauft wird	90 Millionen Franken
2. Malwa-Opium (Zoll beim Eintritt in englisches Gebiet, Ausfuhrzoll in Bombay)	40 „ „
Transport	130 Millionen Franken

Transport 130 Millionen Franken.

3. Gewinn an dem in Indien selbst verbrauchten Opium, Konzession für die Verkäufer etc. . . . . 25 „ „

(Die letztere Summe ist etwas zu hoch, da hier ähnliche Einnahmen für Tabak, Haschisch mitgerechnets ind.)

155 Millionen Franken.

(1875: 124 Millionen. 1879: 154 Millionen. 1883: 144 Millionen.)

Mit diesen Summen steht die Einnahme aus dem Opiumgeschäft im englisch-ostindischen Staatshaushalt an zweiter Stelle und wird nur von der Landrente übertroffen.

Wie gesagt, wird das indische Opium in Calcutta resp. Bombay exportiert und gelangt dort in die Hände der Kaufleute, die es verschiffen. Sie rechnen beim Verkauf auf einen Bruttogewinn von 60 %. Ueber den Zoll, dem es in China unterliegt, habe ich schon gesprochen, wobei bemerkt wurde, dass die Abgaben, die am Verbrauchsorte erhoben werden, ausser Ansatz bleiben müssen, da sie uns wenig bekannt sind. Jedenfalls sieht man aber, dass der Preis jetzt in gar keinem Verhältnis mehr steht zu dem ursprünglichen in Indien. Zur erheblichen Verteuerung trägt weiter bei, dass das Opium in China und den andern Ländern, wo man es raucht, besonders präpariert wird. (Diese Präparation besteht darin, dass man das „rohe“ Opium auflöst, die gelösten Teile wieder eindickt, in flachen Pfannen einem gelinden Röstprozess unterwirft, die gerösteten Massen wieder auflöst, und das Gelöste von Neuem eindickt. Dieses gereinigte Opium ist erst zum Rauchen geeignet, es führt den Namen: Tschandu oder Tschandoe. Es wird in verschiedener Konzentration, von derjenigen eines Syrups an bis zum fast festen Extrakt, in den Handel gebracht. Es ist im Geruch und auch Geschmack vom rohen Opium ganz verschieden. Eine Probe aus Kanton, die ich untersuchen konnte, befand sich in einem Hornbüchschen (Fig. 8), sie war im Geruch und Geschmack vom Opiumextrakt unserer Apotheken nicht verschieden [1]). Es gehen dabei 30 % der Rohware verloren). Es kommt dann in China die Menge, für die der Pflanzer in Indien 660 Franken erhielt, auf 4400 Franken zu stehen, ausschliesslich der lokalen Zölle. Von dieser Summe behält China 700 Franken für den Eingangszoll und das Li-Kin, die andern, also 3700 Franken, gehen ins Ausland [2]). Das macht bei einem Import von 80 000 Picul 296 Millionen, das ist die Summe, die China für das offiziell eingeführte Opium zahlt; davon hat es 56 Millionen für Zoll

[1]) Ausführliches über die Bereitung des Tschandu mit Abbildung der benutzten Geräte bei Lalande, Archives de Médicine navale et coloniale. 1890, Nr. 7—9. Paris. Diese Arbeit dann von Craandijk überarbeitet in: De indische Mercuur. 1891. Nr. 48.

[2]) Nach der neuesten Preisliste von B. Siegfried in Zofingen kostet das Kilo türkisches Opium in der Schweiz 26 Franken, das macht auf ein Picul 1573 Franken, dabei ist das türkische das viel gehaltreichere.

und Li-Kin eingenommen, bleiben 240 Millionen. Dazu kommt das billigere, geschmuggelte Opium, welches teilweise die englischen und chinesischen Zölle, teilweise nur die letzteren umgeht. Ich denke, wenn man danach die wahre Ausgabe auf 360 Millionen erhöht, so wird das sehr mässig sein; in Wahrheit dürfte sie weit mehr betragen.

Was bedeutet aber nun diese Summe für China?

1893 betrug der Gesamtimport etwa 950 Millionen Franken, davon machte also allein das offiziell eingeführte Opium mehr wie 1/4 aus. Die Ausfuhr betrug 733 Millionen. Also 1/3 davon waren nötig, um die Kosten für das Opium zu decken; z. B. betrug der Export von Thee, in dem Indien China jetzt starke Konkurrenz macht, nur 191 Millionen.

Den Schaden, den China dadurch erleidet, dass es in seinen fruchtbarsten Provinzen an Stelle nützlicher Produkte 12—13 Millionen Kilo Opium gewinnt, vermag ich auch nicht annähernd zu schätzen, von dem moralischen Schaden völlig zu schweigen.

Nun geben diese Zahlen noch zu einer weiteren Erwägung Veranlassung. Die Einwohnermenge Chinas wird auf 385 Millionen geschätzt; die verbrauchten 1890 18 Millionen Kilo Opium, das macht pro Kopf 47 Gramm. Man bekommt eine Vorstellung davon, wie gross diese Zahl ist, wenn man bedenkt, dass Frankreich bei einer Einwohnerzahl von 37 Millionen im Jahre 1879 5478 Kilo Opium verbrauchte, das macht pro Kopf 0,15 Gramm[1]).

Der Verbrauch in China ist also pro Kopf 200—300 Mal grösser wie in Deutschland und Frankreich. Nun ist aber diese Rechnung nicht zutreffend.

---

[1]) Annähernd zu denselben Resultaten gelangen wir in Deutschland. Nach einer Mitteilung, die ich der Freundlichkeit des Handelshauses Gehe & Co. in Dresden verdanke, dem ich auch für anderweite Auskunft verpflichtet bin, stellte sich der Verbrauch in Deutschland während der letzten 6 Jahre folgendermassen:

Jahr	Einfuhr in das deutsche Zollgebiet	Ausfuhr aus dem deutschen Zollgebiet	Verbrauch
	Kilo	Kilo	Kilo
1891	27 000	3 000	24 000
1892	16 500	3 400	13 100
1893	5 800	4 500	1 300
1894	8 200	7 300	900
1895	16 400	3 200	13 200
1896	18 300	3 200	15 100

Die erheblichen Schwankungen in diesen Zahlen sind zurückzuführen auf grosse Ankäufe, die in den Jahren starken Verbrauches besonders von den Morphinfabriken gemacht sind. Danach verbrauchte Deutschland in den sechs Jahren 67 600 Kilo, im Durchschnitt 11 230 Kilo. Das giebt bei 50 Millionen Einwohnern pro Kopf 0,22 Gramm. Hiervon würde noch etwas abzurechnen sein, da pharmazentische Präparate und Morphin exportiert werden.

Während sich das Opium in Deutschland und Frankreich [1]) ziemlich gleichmässig verteilt, vor allen Dingen auch Frauen und Kinder am Gebrauch partizipieren, ist das in China anders. Wir dürfen hier diejenige Menge, die arzneilich verwendet wird, vernachlässigen und sagen, dass an dem Verbrauch des Opiums die Kinder unbeteiligt bleiben, ferner zum allergrössten Teil auch die Frauen und dass ferner ausgedehnte Strecken des ungeheuren Reiches von der Opiumseuche unberührt geblieben sind. Um so schlimmer muss sie natürlich in anderen Gegenden sein. In der Provinz Sze-tschuan sollen 60 % der Männer Opiumraucher sein. Ich verzichte auf die weitere Mitteilung von Einzelheiten, da dieselben, oft tendenziös gefärbt, nicht ganz zuverlässig erscheinen, ich denke auch, dass die mitgeteilten Zahlen deutlich sprechen. Am meisten wird geraucht in denjenigen Gegenden, die es selbst produzieren.

Ich habe mich bemüht, über diese ganzen Dinge möglichst objektiv zu berichten und Zahlen, die ich für zuverlässig halte, mitzuteilen; ich habe mich sorgfältig gehütet, die Farben etwas stark aufzutragen, um das Urteil nicht zu beeinflussen. — Es ist ja bekannt, dass über den indo-chinesischen Opiumhandel ausserordentlich viel geschrieben ist und dass über seine moralische Berechtigung die entgegengesetztesten Stimmen laut geworden sind. Während man ihn von der einen Seite angesehen wissen wollte als ein Geschäft wie jedes andere, an dem kein Makel haftet, ist es von der andern Seite als die grösste Schande unseres Jahrhunderts hingestellt und den Engländern vorgeworfen, dass sie aus rücksichtslosester Geldgier die eigenen Unterthanen in Indien ausbeuten, indem sie sie zum Mohnbau für niederen Lohn zwingen und das Opium den widerstrebenden Chinesen schliesslich mit Waffengewalt aufgezwungen haben. Man hat den Opiumhandel als einen breiten Schmutzfleck auf der stolzen Flagge Albions bezeichnet.

Allerdings wird man sagen müssen, dass auch die nachsichtigste Beurteilung nicht behaupten kann, dass England mit reinen Händen aus diesem Handel hervorgeht; indessen liegt die Sache in einem Punkt nicht so schlimm, wie man oft behauptet. Man wird der englisch-ostindischen Kompagnie keinen grossen Vorwurf machen, dass sie um die Mitte des vorigen Jahrhunderts das Opiumgeschäft, dessen Anfänge sie vorfand, aufnahm und kräftig entwickelte. Das geschah zu einer Zeit, wo die Leibeigenschaft gang und gäbe war, wo die europäischen Mächte die Sklaverei auf ihren fremden Besitzungen als etwas Selbstverständliches betrachteten, wo deutsche Fürsten ihre Unterthanen für fremde Kriegszwecke verkauften, wo die Begriffe der Moral mit einem Wort von den jetzt geltenden noch recht abweichende waren.

Ein anderes Gesicht gewinnt aber die Sache im Laufe der Zeit, wo China sich mit allen Kräften gegen die Einführung des Opium sträubt und sie bei

[1]) Abgesehen von Morphiumsüchtigen, deren Verbrauch sich aber nicht schätzen lässt.

strenger Strafe verbietet, wo die Kompagnie in Indien aber die Opiumfabrikation mit der unzweideutigen Absicht, das Gift in China einzuschmuggeln, betreibt und den Schmuggel ganz direkt begünstigt. Als es dann zum Kriege kommt und China unterliegt, wird ihm zu verstehen gegeben: wir werden unser Opium weiter fabrizieren, siehe zu, wie du dich gegen die Einfuhr schützen kannst; zugleich muss China für das Opium, welches es, doch völlig in seinem Recht, vor dem Kriege konfisziert hat, Schadenersatz leisten und erhält damit einen Vorgeschmack dessen, was ihm bevorsteht, wenn es wieder für sein gutes Recht eintreten sollte.

Es ist von englischer Seite behauptet worden, dass der Widerstand der Chinesen nie ernst gemeint gewesen sei, sondern nur aus dem Unwillen entsprungen, dass sie selbst an dem guten Geschäft, das die Engländer machten, so wenig Anteil hatten. Das ist sicher nicht richtig, sondern der Widerstand ist fast ein Jahrhundert hindurch ein ernsthafter gewesen. Erst als der Feind sich auch und doppelt mächtig in ihrem Rücken erhob, als die Mohnkultur im eigenen Lande erschreckend um sich griff, paktierten sie und suchten nun allerdings aus dem Uebel, das sie nicht mehr hindern konnten, auch Gewinn durch Erhebung von Zöllen zu ziehen. Wenn sie so auch die Einführung aus Indien ausdrücklich gestatteten, so bleibt die Kultur im eigenen Lande nach wie vor verboten, freilich ein Verbot, das nur auf dem Papier steht.

Wenn man in dieser Angelegenheit Licht und Schatten verteilt, so wird man sagen müssen, dass das hellere Licht auf die Chinesen und der Schatten auf die Engländer fallen wird.

Nun muss aber ausdrücklich gesagt werden, dass es auch in England nicht an Stimmen und zwar an zahlreichen und sehr gewichtigen gefehlt hat, welche sich energisch gegen den Opiumhandel aussprachen. Ich will nur einen Mann nennen: 1840 sagte Gladstone im englischen Parlament bei Gelegenheit einer Verhandlung über den Opiumkrieg: „Die Chinesen hatten ein Recht, Euch von ihren Küsten zu vertreiben, als sie fanden, dass Ihr diesen infamen Schmuggel nicht aufgeben wolltet. Einen nach seinem Ursprung ungerechteren Krieg, der unser Land mehr mit bleibender Schmach bedeckt, kenne ich nicht!“

Die Anti-Opium-society wirkt in England, Indien und China mit Wort und Schrift und die Bestimmungen der Chefoo-Konvention, nach denen es den Chinesen ermöglicht ist, durch Erhöhung der lokalen Zölle, dem Opium entgegenzutreten, werden ihrem Einfluss zugeschrieben. Freilich kommt das zu spät, denn wie gesagt, jetzt ist den Chinesen die Seuche im eigenen Lande riesengross angewachsen und es wird vielleicht bald die Zeit kommen, wo die Chinesen das indische Opium nicht mehr gebrauchen, aber nur, weil sie selbst genug produzieren. Im Allgemeinen ist in England auch jetzt noch nur der finanzielle Standpunkt massgebend; selbst wo man — und das wird wohl ziemlich allgemein der Fall sein — das Geschäft im Grund des Herzens nicht billigt, sagt man sich, dass man die

durch das Opium erzielten Einkünfte nicht entbehren kann und hebt die Verbesserungen hervor, die man mit diesem Gelde eingeführt habe. Der Grund ist zu berücksichtigen, da es ja gar keinem Zweifel unterliegt, dass Indien, ohne einer gefährlichen Katastrophe entgegen zu gehen, die Einnahmen aus dem Opiummonopol nicht plötzlich aufgeben kann; aber es fragt sich, ob es nicht doch möglich wäre, allmählich die Mohnkultur einzuschränken, und dafür die Bauern zu anderen Kulturen anzuhalten. Als Grund für die Notwendigkeit der Opiumrevenue führt man die Hungersnöte an, die oft plötzlich an die Finanzkraft des Landes aussergewöhnliche Anforderungen stellen, es scheint aber kaum fraglich, dass die Bedingungen für das Eintreten der Hungersnöte vermindert würden, wenn jene ungeheuren Strecken statt mit Mohn mit anderen nützlichen Gewächsen bestellt würden. Ueber kurz oder lang wird man sich zu ähnlichen Massregeln doch entschliessen müssen; denn dass die Zeit kommen muss, wo China seinen Bedarf an Opium selbst deckt, scheint mehr wie gewiss. Schon jetzt überlegt man, was man in diesem Falle mit dem indischen Opium machen solle, da es sich für direkte medizinische Verwendung und zur Fabrikation des Morphins, des Hauptbestandteils, wenig eignet, und da übrigens auch der Bedarf daran durch die anderen Kulturen in Kleinasien und Persien vollauf gedeckt wird.

Von China hat sich das Opiumrauchen, wie ich schon oben erwähnte, weiter verbreitet und zwar durch die Chinesen. Man kann sagen, dass sie dieses Laster überall, wohin sie als Kaufleute, Handwerker oder Kulis kommen, mitgenommen haben. Es kommen als solche Länder hauptsächlich in Betracht: Hinterindien und die Inseln des malayischen Archipels, die Philippinen, einige Inselgruppen des Stillen Ozeans, Nordamerika und Peru. Ueber das Opiumrauchen in Australien und Neuseeland, wohin viele Chinesen kommen, kann ich nichts mitteilen. Japan hat sich fast völlig frei vom Opiumgenuss gehalten. Es wird seit einigen Jahren Opium gewonnen, aber offenbar nur für medizinische Zwecke. 1895 wurden 87 000 Kilo eingeführt, das macht bei einer Einwohnerzahl von rund 41 Millionen (darunter 5500 Chinesen) auf den Kopf 2,1 Gramm, also immerhin das Zehnfache gegenüber Deutschland und Frankreich. Es wird also wohl richtig sein, dass trotz strengen Verbots die ansässigen Chinesen doch Mittel und Wege finden, dem heimischen Laster zu fröhnen. Mindestens dürfte diesem Zwecke wohl das nachweislich aus China eingeführte Opium dienen.

Ueber die Straits settlements kann ich Genaueres nicht mitteilen. Die eingeführten Mengen sind sehr bedeutend, geben indessen keinen Masstab für den Verbrauch, die von hier aus Java und andere Inseln zum grossen Teil versorgt werden. Dass die Anzahl der Opiumraucher gross sein muss, erhellt daraus, dass

fast die Hälfte der Einwohner aus Chinesen besteht (1891: 228 000). Nach einer älteren Nachricht von Jagor[1]) soll in Singapore jeder dritte Chinese ein Raucher sein und der Verbrauch sich zu dem in China und Java wie 33 : 14 : 4 verhalten.

Für Cochinchina hat die französische Regierung 1882 eine Fabrik in Saigon eingerichtet, in der die eingekaufte indische Ware von Chinesen zu Tschandu verarbeitet wird. Sie verbraucht etwa 70 000 Kilo im Jahr und trägt dem Staate einen Gewinn von ungefähr 8 Millionen Franken ein. Da die Einwohnerzahl etwa 2 Millionen beträgt, würde das per Kopf 35 Gramm ausmachen, eine so grosse Menge, dass ich annehme, dass sich hier auch andere französische Kolonien versorgen werden.

Eingehende Nachrichten besitzen wir über Java. Dort und auf den übrigen nolländischen Besitzungen in Hinterindien ist der Anbau von Mohn untersagt und es wird nur importiertes Opium, in erster Linie solches aus Indien, dann aber auch türkisches und persisches, verbraucht. Bemerkenswert ist es, dass hier die Gewohnheit zu rauchen (shuiven) von den Chinesen auf die Malayen übergegangen ist und diese ebenfalls bedroht. Der Opiumgenuss ist auf Java ziemlich alt und wohl schon vor Ankunft der Holländer durch die Muhamedaner eingeführt; er scheint sich aber in engen Grenzen gehalten zu haben, bis Chinesen in grösserer Zahl sich ansiedelten. Die Bestimmungen über Einfuhr und Handel mit Opium, der auch hier ausschliesslich in chinesischen Händen ist, haben häufig gewechselt. Die Händler haben das Opium zu einem festgesetzten, sehr hohen Preis (der zwei- bis dreimal höher ist als der Marktpreis) vom Gouvernement einzukaufen. Der Ueberschuss, der dabei erzielt wird, macht auch hier eine der Haupteinnahmequellen des Staates aus. Ich komme darauf noch zurück. Im Allgemeinen lässt sich seit längerer Zeit das Bestreben erkennen, dem Uebel entgegenzuarbeiten, und das geschah dadurch, dass man nur ein bestimmtes Quantum ins Land hineinliess und verkaufte, wobei man ein eigentümliches Verfahren beobachtete: Der Pächter verpflichtete sich z. B. eine bestimmte Quantität Opium zum Preise von 20 000 Franken per Picul zu nehmen; dieses Quantum heisst Tiban. Was er ausserdem gebraucht, erhält er für den geringeren Preis von 8170 Franken per Picul, das heisst Siram oder Zugabe. Derjenige, der sich verpflichtet, die grösste Quantität Tiban zu nehmen, erhält die Pacht. Gegenwärtig existiert dieses Verfahren nicht mehr, derjenige, der die höchste Summe zahlt, wird Pächter; die Quantität des Opium ist aber nach wie vor beschränkt. Der ausserordentlich hohe Preis der Droge und die beschränkte Quantität, die zur Stillung des immer steigenden Opiumhungers dienen soll, zogen auch hier den Schmuggel gross. Man behauptet, dass doppelt so viel Opium eingeschmuggelt als offiziell importiert werde. Die Hauptschmuggler sollen die Pächter sein. Dass das richtig sein wird und dass die Menge der einschmuggelten Ware sehr gross sein muss, geht daraus hervor, dass sie das Opium zuweilen billiger verkaufen, als sie es von der Regierung gekauft haben. Die

[1]) Singapore — Malacca — Java, pag. 70.

Höhe der Pachtsumme steigt beständig, die Menge des vom Pächter dafür entnommenen Opiums sinkt aber, ein Beweis dafür, dass er seinen Hauptbedarf mit geschmuggeltem deckt. Man behauptet, dass nur anstandshalber ein gewisses Quantum aus den Regierungsmagazinen entnommen werde, das den Deckmantel für den Schmuggel abgeben muss. Man ist eifrig bestrebt, dem Schmuggel entgegenzuarbeiten, da durch denselben einmal die offenbar vorhandene Absicht, den Opiumverbrauch innerhalb möglichst enger Grenzen zu halten, vereitelt wird, dann aber auch — und dieser Grund spricht nun allerdings sehr gewichtig mit — die Staatskasse eine enorme Einbusse erleidet. Von 1877 bis 1888 sind von der Regierung für Bekämpfung des Opiumschmuggels über 7 Millionen Franken ausgegeben worden.

So ansehnlich diese Summe ist, so fällt sie freilich gegenüber der Einnahme aus dem Opiumgeschäft nicht ins Gewicht. Dieselbe beziffert sich folgendermassen:

1800	2,0	Millionen Franken.	1850	10,7	Millionen Franken.
1810	1,9	„ „	1860	21,0	„ „
1820	2,6	„ „	1870	18,9	„ „
1830	6,3	„ „	1880	25,0	„ „
1840	10,7	„ „	1888	30,4	„ „

Für 1893 wurde die Opium-Einnahme veranschlagt auf 39,5 Millionen. Die ferneren Anschläge für dieses Jahr waren:

Kaffee	19,3	Millionen
Salz	17,6	„
Zölle und andere Abgaben	25,8	„
Landrevenue	37,1	„
Eisenbahnen	15,6	„
Andere Quellen	86,4	„

Hier steht das Opium sogar an erster Stelle der Einnahmequellen. Es erhellt daraus ohne Weiteres, von wie grosser Wichtigkeit die Opiumeinfuhr auch in Java ist und genau dieselben Einwände wie in Indien werden geltend gemacht, wenn die Unterdrückung des Handels gefordert wird. Man glaubt, die Einnahme nicht entbehren zu können.

Ich gebe nun einige Zahlen über die verbrauchten Mengen, aber nur die offiziell eingeführten, zugleich die Zahl der Einwohner von Java und die der unter ihnen befindlichen Chinesen:

Jahr	Menge des Opium	Einwohner	Chinesen
	Kilo	Millionen	
1850	26 600	8,8	124 000
1860	63 827	12,3	150 000
1870	76 411	16,5	182 000
1880	86 454	19,5	207 000
1888	65 582	23,0	234 000

Wie man sieht, hat sich die Einwohnerzahl fast verdreifacht, die der Chinesen, die wir immerhin als die Hauptkonsumenten ansehen müssen, fast verdoppelt, die Menge des eingeführten Opiums ist im Verhältnis 5:13 gewachsen. Man würde hiernach sagen dürfen, dass sich die Opiumseuche seit 1850 kaum vergrössert hat, sie ist ungefähr im Verhältnis der Einwohnerzahl und der Chineseneinwanderung gewachsen.

Nach den oben gegebenen Zahlen würde sich der Verbrauch pro Kopf berechnen:

1850	3,03	Gramm	1880	4,4	Gramm
1860	5,19	„	1888	2,8	„
1870	4,6	„			

Wollte man nur die Chinesen berücksichtigen, so würde sich die Sache so stellen:

1850	210	Gramm	1880	240	Gramm
1860	420	„	1888	270	„
1870	420	„			

Auch diese Zahlen würden zeigen, dass der Opiumgenuss in Java kaum zunimmt. Ich muss aber noch einmal wiederholen, dass diese Zahlen höchstens beanspruchen können, ein annäherndes Bild der Sachlage zu geben, da die geschmuggelte Menge nicht einmal zu schätzen versucht wurde. Immerhin berechtigen sie zu der Hoffnung, dass die Bestrebungen der Holländer und besonders des „Anti-Opiumbond“ (dessen Organ: „De Opium-Vloek op Java“, ich eine Reihe der hier mitgeteilten Thatsachen entnommen habe), die Opiumseuche nicht weiter um sich greifen zu lassen und wenn möglich ganz zu unterdrücken, schliesslich von Erfolg sein werden [1]).

Auf den Philippinen ist die Opiumregie seit 1844 eingeführt. Nachrichten aus neuester Zeit sind mir nicht zugänglich gewesen. Indessen lässt sich eine Zunahme auch hier konstatieren. Nach Jagor [2]) betrug die Einnahme der Regierung aus dem Zoll:

1860/61	270 000	Franken
1865/66	385 000	„
1866/67	466 800	„

Das Laster scheint im Wesentlichen auf die Chinesen beschränkt geblieben zu sein.

Nach Nordamerika ist der Opiumgenuss ebenfalls durch die Chinesen und zwar zunächst nach Kalifornien gekommen. Er ist leider nicht auf diese Ein-

---

[1]) Für Java und die übrigen holländischen Besitzungen in Indien giebt noch wertvolle Aufschlüsse: J. de Louter, Handleiding tot de Kennis van het staats-en administratief Recht van Nederlandsch-Indië. 1884.

[2]) Reise in den Philippinen. 1873, p. 310.

wanderer beschränkt geblieben, sondern hat begonnen, auch die übrigen Einwohner zu ergreifen. Auch hier ist es unmöglich, genaue Zahlen zu geben, da ausser dem offiziell eingeführten, das aus Indien, meist via Hongkong, kommt, erhebliche Mengen aus dem englischen Kanada, wo es zollfrei eingeführt werden kann, geschmuggelt werden. (Der Eingangszoll für fertig präpariertes Rauchopium beträgt 12 Dollar per Pfund.) Hauptsächlich kommen diejenigen Staaten in Betracht, wo viele Chinesen wohnen, also in erster Linie Kalifornien, dann einige östlich davon gelegene Staaten, endlich New York. Die offizielle Einfuhr betrug:

1867	61 000	Kilo	1886	150 000	Kilo
1872	110 000	„	1890	200 000	„
1876	153 000	„			

Speziell in Kalifornien stieg der Verbrauch von 1878/79 bis 1879/80 um 7400 Kilo.

Ganz besonders lehrreich ist eine Angabe[1]), welche meldet, dass der Genuss von Opium und Morphin in den Temperenzstaaten erschreckend zunimmt. So hatte Albany vor 36 Jahren 57 000 Einwohner, die 157 Kilo Opium und 10,5 Kilo Morphin verbrauchten, die jetzige (1895) Einwohnerzahl beträgt 91 000, welche 1570 Kilo Opium und 154,7 Kilo Morphin verbrauchen. Die Zahl der Einwohner stieg um 59 %, der Verbrauch des Opiums um das Zehnfache, der des Morphins um das Vierzehnfache.

In Peru, wohin sich der Strom der Chinesen ebenfalls gelenkt hat, ist ihre Zahl seit 1870 im Rückgange begriffen, trotzdem nimmt der Verbrauch von Opium zu. 1887 betrug der Import 15 284 Kilo, 1892 30 683 Kilo[2]). Man muss annehmen, dass der Opiumgebrauch in diesem Lande, dem die Natur in der Coca ein so wertvolles und anscheinend weniger gefährliches Genussmittel gegeben hat, auch auf die weisse oder rote Bevölkerung übergegangen ist. Dafür spricht einmal die Steigerung überhaupt, dann die Thatsache, dass in dem letztgenannten Jahre die Zahl der Kulis nur etwa 50 000 betragen hat und der Verbrauch des gesamten Opiums durch sie voraussetzen würde, dass sie sämtlich sehr starke Raucher sind.

Endlich nun noch ein paar Worte über England. Es unterliegt keinem Zweifel, dass die Gewohnheit, Opium zu rauchen oder in anderer Form zu geniessen, dort Eingang gefunden hat und um sich greift, wohl zunächst veranlasst durch chinesische Matrosen und durch Engländer, die die schlimme Angewöhnung aus dem Osten mitbrachten.

Das einer gewissen Berühmtheit sich erfreuende Buch von Thomas de Quinsey: Confessions of an opium eater[3]) giebt eine Vorstellung davon, dass

---

[1]) „Apotheker-Zeitung“. Berlin 1896, p. 223.

[2]) Pharm. Journ. and Trans. 1897, Nr. 1413, p. 78.

[3]) Deutsch von L. Ottmann, Bekenntnisse eines Opiumessers. Stuttgart 1888.

auch gerade in der guten Gesellschaft Englands diese Unsitte schon vor 80 Jahren bekannt war.

In dem unvollendet gebliebenen Roman von Boz: Edwin Doods, spielt eine englische Opiumkneipe eine unheimliche Rolle.

Die verbrauchte Menge ist schwer zu schätzen, da ein grosses Quantum der eingeführten Droge wieder exportiert wird. 1890 betrug der Import z. B. 275 000 Kilo.

Die wenigen Zahlen über den wirklichen Verbrauch, die ich besitze, sind folgende. Nach Johnston[1]) wurden verbraucht:

1839 18 450 Kilo. 1852 51 300 Kilo.

Bei einer Bevölkerung von 28 Millionen (1851) macht das auf den Kopf 0,66 und 1,8 Gramm, die letztere Zahl mehr wie achtmal so hoch, wie die für Deutschland gefundene. Jagor[2]) erhielt erheblich niedrigere Zahlen für die Zeit von 1859—63, nämlich durchschnittlich 35 000 Kilo, was aber bei 22 Millionen Einwohner immer noch 1,9 Gramm ergiebt. — In erheblichen Mengen soll es gerade von der ärmsten Bevölkerung als „Sorgenbrecher" im wahrsten Sinne des Wortes benutzt werden.

Diese Skizze würde ganz unvollständig sein, wenn ich nicht wenigstens einen Blick werfen wollte auf die anderen Länder, welche Opium in bedeutenden Mengen produzieren, nämlich die asiatische Türkei und Persien[3]). Dass im erstgenannten Lande die Gewinnung eine sehr alte ist, ist schon Eingangs gesagt,[4]) nach neueren Nachrichten findet sie im ganzen Lande im kleinsten Betriebe statt. (Die Stadt Afiun-Karahissar = Opium — Schwarzburg hat davon ihren Namen.) Ich gebe die Produktion seit dem Jahre 1870[5]), aus welcher Zusammenstellung

---

[1]) Chemistry of common life.

[2]) Singapore-Malacca-Java. p. 77.

[3]) Auf die Kulturen in andern Ländern, so Afrika (am Sambesi), Australien, Nordamerika, Oesterreich, Frankreich, Deutschland, kann hier nicht eingegangen werden, sie sind über das Stadium des Versuches nicht hinausgekommen, obschon das gewonnene Opium z. B. in Deutschland, Frankreich und Oesterreich ausserordentlich gehaltreich war. In Deutschland lieferte 1 Hektare Land 20—25 Kilo Opium und 15 Zentner Mohnsamen; trotzdem war die Kultur nicht lukrativ, da das Anschneiden der Mohnköpfe und das Einsammeln des ausgeflossenen Opiums zu viele Arbeitskräfte beansprucht. — In Bulgarien wird nach einer Mitteilung des Herrn stud. Poppow aus Plewna Opium bei Philippopel und bei Hermanli gewonnen. Es wird im Lande selbst und auch in den Apotheken verbraucht.

[4]) Einige Angaben darüber bei Kannenberg. Kleinasiens Naturschätze. 1897. pag. 148.

[5]) Handelsberichte von Gehe & Co. in Dresden.

hervorgeht, dass eine Steigerung derselben nicht stattgefunden hat. Die Schwankungen sind solche, wie sie bedingt werden durch Gunst oder Ungunst der Witterung.

In Kilogramm:

1870	337 500	1879	315 000	1888	562 000
1871	637 500	1880	142 500	1889	412 500
1872	330 000	1881	660 000	1890	337 500
1873	240 000	1882	240 000	1891	547 500
1874	187 000	1883	375 000	1892	562 500
1875	472 000	1884	300 000	1893	225 000
1876	243 000	1885	525 000	1894	487 500
1877	712 500	1886	600 000	1895	600 000
1878	457 500	1887	135 000		

Das Opium wird aus den nördlicher gelegenen Gegenden direkt nach Konstantinopel gebracht aus kleineren Häfen der Westküste, das aus den südlicheren Distrikten gelangt erst nach Smyrna, von wo man es ebenfalls nach Konstantinopel bringt. Obschon dieses Opium im kleinsten Betriebe und anscheinend ziemlich unsorgfältig gewonnen wird [1]), ist es von den Handelssorten doch das gehaltreichste. Es geht zum kleineren Teil nach China u. s. w. zum Rauchen, ein anderer Teil wird in den türkischen Ländern als Genussmittel verbraucht, d. h. zum Essen und Trinken und die übrigbleibende Menge genügt zum grossen Teil, den arzneilichen Bedarf fast der ganzen Erde zu decken. Dabei ist aber zu bedenken, dass auch davon noch diesem Zweck entzogen wird durch die immer mehr um sich greifende Morphiumsucht, die so viel Verwandtes mit dem Missbrauch des Opium zeigt.

Endlich ist noch Persien zu nennen. Wir dürfen annehmen, dass die Kultur auch hier eine recht alte ist, aber wohl nicht über die Deckung der Bedürfnisse des eigenen Landes hinausging. Erst seit etwa 1855 gewinnt man es in grösserer Menge für den Export. Das Kärtchen auf der folgenden Seite veranschaulicht die Gegenden, die es hauptsächlich liefern.

Die Produktion wird seit 1876 folgendermassen geschätzt [2]).

In Kilogramm:

1876	136 080	1883	180 000	1889	180 000
1877	185 040	1884	288 000	1890	324 000
1878	340 560	1885	216 000	1891	360 000
1879	424 800	1886	324 000		
1880	511 200	1887	144 000	1894	144 000
		1888	216 000	1895	360 000

[1]) Vgl. z. B. Flückiger, Pharmakognosie, p. 176.

[2]) Handelsberichte von Gehe & Co. in Dresden und andere vereinzelte Angaben.

Ist die Menge auch eine ganz erhebliche, so bleibt sie doch im Durchschnitt hinter der türkischen zurück. Das persische Opium geht, vom inländischen Konsum abgesehen, zum grossen Teil nach China, der Rest wandert in die europäischen Morphinfabriken. Es steht an Güte dem türkischen wenig nach, ist

Opium liefernde Gebiete Persiens.

aber zum medizinischen Gebrauch nicht besonders geeignet, da es in Persien gebräuchlich ist, ihm einen ziemlich erheblichen Zusatz von Oel zu machen, es auch wohl mit Most, Traubensaft u. s. w. zu verfälschen, was früher auch beim türkischen gang und gäbe war.

Einige Bemerkungen zunächst über die Technik des Opiumrauchens, die von der gewöhnlichen des Tabakrauchens ziemlich verschieden ist, dürften nicht überflüssig sein. Die Pfeife ist, trotz aller Verschiedenheiten im einzelnen, immer nach demselben Plan konstruiert. Sie besteht aus einem Rohr, das meist aus Bambus, bei reicheren Leuten auch aus Elfenbein, Glas, Porzellan, Schildkrot u. dgl. besteht. Es ist nach unserem Geschmack ziemlich dick, bis mehrere Centimeter, und wird ohne besonderes Mundstück benützt. Die chinesische Pfeife ist ge-

wöhnlich etwa 50 cm. lang (Fig. 2 und 3), die malayische (Fig. 5) kürzer. Das Bambusrohr ist in einiger Entfernung von einem Knoten, der es verschliesst, über den hinaus es sich aber noch etwa 10—15 cm. verlängert, mit einer Oeffnung versehen, die meist mit einer ebenfalls entsprechend durchbohrten Metallplatte bedeckt ist. In die Oeffnung dieser Platte wird der Kopf eingesetzt. An dem eben erwähnten Knoten oberhalb des Loches werden die dort vorhandenen Zweige meist nicht völlig abgeschnitten, sondern man lässt kleine Stümpfe stehen, die man zu einem Ornament, das wie eine birnenartige Frucht aussieht, schnitzt. Es scheint, als ob man dieses Ornament für nötig hält; bei einer mir vorliegenden Pfeife ist das Rohr mit Schildkrot überzogen, und die Verzierung, die also normal fehlen müsste, ist aus Elfenbein hergestellt. — In die erwähnte Oeffnung der Metallplatte wird der Kopf eingesetzt, derselbe besteht aus Thon von roter, bräunlicher, schwarzer oder grünlicher Farbe und ist gewöhnlich mit einigen chinesischen Schriftzeichen und einfachen Verzierungen versehen. Er ist inwendig hohl und zeigt an der Oberseite nur eine Oeffnung von wenigen Millimetern Durchmesser, in die das Opium hineingebracht wird.

Javanische Pfeifen sind im allgemeinen kürzer wie die chinesischen, der Kopf besteht zuweilen sehr einfach aus einer in der Mitte durchbohrten Holzkugel (Fig. 5) die auf dem Bambusrohr mit Harz befestigt ist oder der ganze Kopf besteht z. B. bei einigen Exemplaren, die ich im Kolonialmuseum zu Haarlem sah, anscheinend aus einer harz- oder kautschukartigen Masse und oben ist zur Aufnahme des Opiums in denselben ein aus einem zusammengebogenen Stück Blech bestehendes nach innen spitz zulaufendes Röhrchen eingesetzt. Daneben kommen noch einfachere Formen vor, die wohl als Notbehelf Mangels einer regelrechten Pfeife aufzufassen sind. Wie der echte Trinker mehr Wert auf die Beschaffenheit des Getränkes als auf die des Gefässes legt, so wird auch der gewohnheitsmässige Opiumraucher sich mit einem einfachen Instrument begnügen, wenn es ihn nur in den Stand setzt, sich den ersehnten Genuss zu verschaffen. Eine Pfeife, die ich ebenfalls in Haarlem sah, besteht nur aus dem unteren Ende eines Bambussprosses, in dem so viele Querwände durchstossen sind, dass ein Rohr von gewünschter Länge entsteht und in die Wand ist dann schliesslich dicht vor der ersten unversehrten Querwand ein kleines Loch zur Aufnahme des Opiums gebohrt (Fig. 4). Eine persische Pfeife, aus Batum stammend, besteht aus einem zierlich gedrehten Holzrohr und als Kopf ist ein Porzellantöpfchen verwendet, in das man ein Loch gebohrt hat. Bei der Betrachtung dieser Pfeife wird man an die Opiumkneipe in dem oben schon erwähnten Boz'schen Roman erinnert, in welchem die Inhaberin der Kneipe erzählt, dass sie die Opiumpfeifen aus alten Tintenflaschen mache.

Eine solche Pfeife nun nimmt der Opiumraucher in die eine Hand und in die andere eine eiserne Nadel (Fig. 7), mit der er eine etwa erbsengrosse Masse Rauchopium, „Tschandu", aus dem Hornbüchschen (Fig. 8) herauszieht. Das Opium hat die Konsistenz eines dicken Syrups und ist so zum Rauchen noch nicht geeignet.

Er bringt es über die Flamme der kleinen mit Oel gespeisten Lampe (Fig. 9 und 10), und indem er es beständig hin und herdreht, verdunstet das Wasser zum grössten Teil und das Opium wird konsistenter. Den richtigen Grad der Konsistenz zu treffen, erfordert einige Uebung. Das Opium sitzt endlich in Gestalt eines Kügelchens an der Spitze der Nadel und wird nun in die Oeffnung der Pfeife hineingedrückt. Mit einer drehenden Bewegung wird dann die Nadel herausgezogen, sodass ein enger, offener Kanal sich durch das eingedrückte Opium hindurchzieht. Nun nimmt der Raucher eine möglichst bequeme, meist liegende Stellung ein, hält die Pfeife mit dem eingedrückten Opium an die Flamme der Lampe und zieht den beim Verbrennen entstehenden Rauch mit einem oder doch wenigen Zügen möglichst tief ein, um ihn erst nach längerer Zeit wieder auszustossen. Die Anzahl Pfeifen, deren ein Opiumraucher bedarf, um in den gewünschten Zustand zu gelangen, ist selbstverständlich nach dem Grade der Angewöhnung höchst verschieden; jedenfalls werden von alten Rauchern Mengen vertragen, die unter gewöhnlichen Umständen mehr wie hinreichend sind, einen Menschen zu töten, wie wir das ähnlich auch bei uns an Morphiumsüchtigen beobachten können.

Es ist bekannt, dass die Wirksamkeit des Opiums durch eine ganze Anzahl von Alkaloiden bedingt wird, von denen an Menge das Morphin so sehr überwiegt, dass wir sagen dürfen, dass die Wirkung des Opiums sich bis zu einem gewissen Grade mit derjenigen des Morphins deckt. Es wurde schon oben darauf aufmerksam gemacht, dass das indische Opium, dessen man sich hauptsächlich zum Rauchen bedient, verhältnismässig arm an Morphin ist. Während das kleinasiatische 9—12% enthält, beträgt die Menge desselben im indischen nur selten mehr wie 4 %. Diese Menge wird durch die umständliche Verarbeitung der indischen Ware zu Rauchopium noch erheblich vermindert. E. Dieterich[1]) fand in einer Probe Tschandu nicht mehr wie 0,45 %. Die Menge Morphin, die besten Falls beim Rauchen zur Wirkung gelangt, kann also unter allen Umständen nur eine ziemlich geringe sein, und man nimmt daher an, dass es dieses Alkaloid überhaupt nicht oder nur in geringem Masse ist, welches die Wirkung beim Rauchen bedingt, sondern dass den Hauptanteil daran neben den durch die Verbrennung entstandenen Zersetzungsprodukten anderer Bestandteile auch wohl diejenigen des Morphins haben. Einen Beweis dafür, dass das Morphin an der Opiumwirkung beim Rauchen relativ wenig beteiligt ist, können wir darin erblicken, dass die Raucher beim Gebrauch des viel gehaltreicheren, türkischen Opiums die beabsichtigte Wirkung gar nicht verspüren und dass verschiedentlich erzählt wird, dass Opium, wenn es auch fast gar kein Morphin enthält, wenn es nur in gewohnter Weise zubereitet ist, die Raucher beim Gebrauch völlig befriedigt. — Die nach dem Rauchen in der Pfeife zurückgebliebene, unvollkommen verbrannte Masse (in China Tye oder Tinco

[1]) Pharm. Centralhalle. 1894.

genannt) wird sorgfältig herausgekratzt und in kleinen Vasen oder Schalen gesammelt (Fig. 11). In Cochinchina wird das Kilo davon mit 120 Franken bezahlt. Der Verkauf dieser Masse bildet oft genug das einzige Verdienst des Inhabers der Opiumstube, da er das Tschandu zum Selbstkostenpreise abgiebt. Es enthält ungefähr noch die Hälfte des Morphins. Man laugt es mit warmem Wasser aus, dickt den Auszug ein, vermengt ihn mit etwas frischem Opium und raucht es von Neuem. Der jetzt zurückbleibende Rest heisst Samsching und wird von der ärmsten Bevölkerung genossen.

Die Ursachen, durch die die Menschen zum Opiumrauchen getrieben werden, sind natürlich ausserordentlich mannigfaltig. Ein sehr bedeutendes Kontingent stellen diejenigen, die es anfangen, weil sie es bei Anderen sehen, andere nehmen die Opiumpfeife zur Hand, weil die anregende Wirkung in der ersten Zeit nach der sexuellen Richtung eine bedeutende sein soll, wesshalb die Opiumkneipen auch häufig mit entsprechenden Etablissements in Verbindung stehen. Andere wieder beginnen mit dem Rauchen, um befähigt zu sein, starke Anstrengungen, die über das gewöhnliche Mass hinausgehen, zu ertragen, und andere endlich nehmen es, um die Schmerzen oder das Unbehagen einer Krankheit zeitweise zu betäuben. Man sieht, im allgemeinen verhält es sich damit nicht viel anders wie mit andern Genussmitteln.

Was aber das Opium von fast allen andern Genussmitteln unterscheidet, ist, dass, wer einmal dem Opiumteufel den Finger gegeben hat, demselben fast immer verfallen ist. Wenn man sagen darf, dass von Tausenden, die Alkohol in irgend einer Form geniessen, noch nicht einer zum Gewohnheitstrinker, der also gewohnheitsmässig den Alkohol im Uebermass geniesst, wird, und es den Allermeisten verhältnismässig leicht ist, den Alkohol auch ganz oder längere Zeit hindurch zu entbehren, so soll das beim Opium umgekehrt sein. Es soll ausserordentlich selten vorkommen, dass Jemand, der begonnen hat, Opium zu geniessen, sich desselben wieder entwöhnt, wie wir genau dasselbe bei den Morphiumsüchtigen beobachten. Der Grund dafür ist darin zu suchen, dass die Vorstellungen, von denen der Opiumraucher nach dem Genuss erfüllt ist, so schöne sind, dass die Sehnsucht nach der Wiederholung des Genusses ihm sehr bald die Pfeife wieder in die Hand drückt. Die Vorstellungen werden nach der Individualität und der Bildung des Geniessenden ausserordentlich verschieden sein, oft genug sind sie, besonders im Anfang des Rausches von den Eindrücken der momentanen Umgebung gar nicht verschieden, es erscheint aber das Unangenehme ausgelöscht, alle Schwierigkeiten zu überwinden erscheint ein Kinderspiel und angenehme Dinge, die den Raucher umgeben, erscheinen ins Ungemessene vergrössert und verfeinert.

So sehr es danach verständlich erscheint, dass eine Aufgabe der Angewöhnung eine ganz aussergewöhnliche Charakterstärke verlangt, über die aber der Raucher eben fast nie mehr verfügt, so sind die Folgen nach anhaltendem und

naturgemäss sich immer steigerndem Genuss um so traurigere, und auch sie sind es, die dem Raucher immer von neuem die Pfeife in die Hand drücken, um dem zuerst unbehaglichen, bald aber unerträglichen Zustande durch eine neue Narkose ein Ende zu machen. Unter allmählichem Abnehmen der wichtigsten Funktionen des Geistes und Körpers siecht der Opiumraucher dahin, sich und anderen zur Qual, und der Mangel jeder Energie ist es, der ihn gewöhnlich verhindert, das Leben, das ihm nichts mehr nützt, zu verlassen.

Ich möchte auf Einzelheiten in diesen Dingen, die auf medizinischem Gebiet liegen und über die sich der Laie aus den oft nach der einen oder andern Richtung tendenziös gefärbten Nachrichten nicht leicht ein Bild machen kann, nicht weiter eingehen, sie sind auch meist in hohem Masse abschreckend.

Der Opiumraucher wird nicht alt; länger wie 10—15 Jahre soll in der Regel ein starker Opiumraucher unter sonst nur mässig günstigen Lebensbedingungen seiner Leidenschaft nicht nachgehen können. Die zahlreichen Beispiele von alten Opiumrauchern, die 30 und mehr Jahre rauchen, und die von Verteidigern des Opiums angeführt werden, sind zuweilen ausnahmsweise kräftige Menschen, ferner solche, die in der günstigen Lage sind, den Körper durch gutes Leben gegen den Einfluss des Giftes bis zu einem gewissen Grade zu stählen, und endlich am häufigsten ganz arme Leute, die nie mehr wie eine ganz unbedeutende Summe für Opium aufwenden können und dasselbe daher nur in kleinsten Mengen geniessen.

Dass der Opiumgenuss ein ganzes Volk, wenn er in dasselbe wie eine verheerende Seuche eindringt, empfindlich schädigen kann, liegt auf der Hand. Es ist nichts seltenes, dass Leute, die von ihrer Hände Arbeit leben, die Hälfte ihrer Einnahmen und mehr für Opium aufwenden, damit und noch mehr durch das allmähliche Zurückgehen der geistigen und körperlichen Fähigkeiten sich, ihre Familie und den Staat schädigen. Das sind Schäden, die, wenn auch anscheinend in viel geringerem Masse, auch den Alkohol begleiten. Dazu kommt aber in den reichlichem Opiumgenuss ergebenen Ländern der in grösstem Masstabe betriebene Schmuggel, dessen verderblicher Einfluss auf den Charakter der Bevölkerung nicht ausbleiben wird.

Was wollen diesen Schäden gegenüber Besserungen, wie Eisenbahnen, Landstrassen bedeuten, die man aus den Einnahmen des Opiumzolls erbaut?

Erklärung der Tafel.

Dieselbe, sowie die in den Text aufgenommenen Figuren sind von Herrn Ludwig Schröter gezeichnet.

1. Zur Opiumgewinnung angeschnittener Mohnkopf mit ausgetretenen Opiumtropfen. Aus Smyrna. Natürl. Gr.
2. Einfache chinesische Opiumpfeife mit Bambusrohr. Aus Canton. $^1/_3$ d. natürl. Gr.
3. Chinesische Opiumpfeife, das Rohr mit Schildplatt überzogen. $^1/_3$ d. natürl. Gr.
4. Opiumpfeife, ausschliesslich aus dem untern Ende eines Bambussprosses hergestellt. (Kolonialmuseum in Haarlem.) $^1/_3$ d. natürl. Gr.
5. Opiumpfeife aus Java. $^1/_3$ d. natürl. Gr.
6. Persische Opiumpfeife. Aus Batum. $^1/_3$ d. natürl. Gr.
7. Nadel zum Herausnehmen des Rauchopiums aus der Büchse. Aus Java. $^2/_3$ d. natürl. Gr.
8. Hornbüchschen mit Rauchopium. Aus Canton. $^2/_3$ d. natürl. Gr.
9. Chinesische Opiumlampe. Europäisches Fabrikat. Die Lampe besteht aus einem durchbrochen gearbeiteten Gestell aus Blech, in welches der (in der Figur mit einer Kapsel verschlossene) Oelbehälter eingesetzt wird. Auf diesen selbst ist ein Ring geschoben, der einen glockenförmigen, oben wie unten offenen Glasbehälter trägt. Es kommen in China auch einfachere Lampen vor (die pharmakognostische Sammlung des Polytechnikums besitzt eine solche aus Canton), die sich von den bei uns gebräuchlichen gläsernen Spirituslampen wenig unterscheiden. $^1/_2$ d. natürl. Gr.
10. Javanische Opiumlampe, besteht aus: 1) einem rot verzierten Thonteller (tjorrèk), 2) einem Aufsatz aus Bambus, 3) einem schüsselförmigen, ebenfalls aus Thon bestehenden Gefäss (thempik), welches bestimmt ist, das Oel und den Docht aufzunehmen. $^1/_4$ d. natürl. Gr.
11. Kleine Metallvase zur Aufnahme des Tinco. Aus Canton. $^1/_2$ d. natürl. Gr.

HOFER & Co., ZÜRICH.